

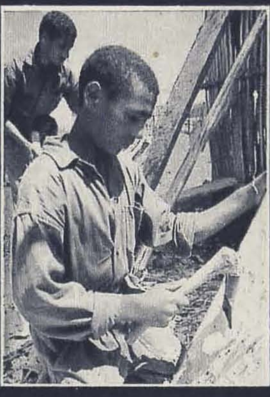
2/87

ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK

Felix der Glückliche

INHALT







◀ 60

▼ 36 ▶ 30





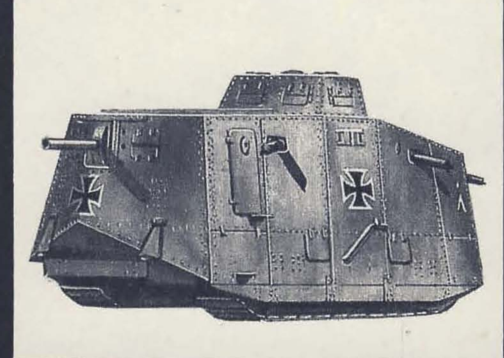


▲ 54



▲ 99

▶ 39





Was ist Sache?

Wer steckt hinter dem Hochrüstungskurs, den die USA steuern? Welche Rolle spielt Präsident Reagan dabei?
Mario Fabian

Ich bekomme noch nicht das volle Planstellen-Geld. Ist das rechtmäßig?
Unteroffizier G. Heyer

Zwar sind die USA keineswegs das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, ihr Präsident indes hat sie nahezu: Er ist Staatsoberhaupt, Regierungschef und militärischer Oberbefehlshaber, besitzt ein sehr weitgehendes Verordnungsrecht, ist dem Parlament (Kongreß) gegenüber nicht verantwortlich und kann gegen vom Kongreß beschlossene Gesetze Einspruch erheben. Mithin konzentriert sich in seinen Händen eine außerordentliche Machtfülle. Und gerade weil das so ist, suchen sich die ökonomisch Herrschenden den Mann besonders gut aus, den sie zum Präsidenten machen. Dabei wiederum haben die finanziell Gewichtigsten das größte Gewicht. Wie's halt so ist im Kapitalismus.

Ronald Reagan ist ein Mann der Rüstungsmonopole. Beispielsweise von General Electric, wo er als „Spezialist für Fernsehreklame" einstmals 125 000 Dollar Jahresgage bezog. Heute ist besagter Konzern mit einem Jahresumsatz von fast 40 Milliarden Dollar die Nr. 2 der US-kapitalistischen Hitliste und – natürlich! – an der Weltraumrüstung beteiligt. Und von General Motors bis Martin Marietta sind die fünfzehn größten Rüstungsmonopole der Welt ausschließlich USA-Unternehmen und machen insgesamt einen Jahresumsatz von 250 Milliarden Dollar; zwölf von ihnen stecken im SDI-Geschäft. Für sie alle ist Ronald Reagan der beste Präsident, den es je gab.

Die Wiener „Volksstimme" hat kürzlich ausgerechnet, daß es schon 1984 nur noch ganze neun der 3 041 USA-Verwaltungsdistrikte gab, in denen keine Rüstungsaufträge realisiert wurden. Vom Pentagon des Caspar Weinberger, der vor seinem Verteidigungsministerjob den eines Vizepräsidenten der zwölf Milliarden Dollar schweren Bechtel-Group hatte, werden täglich 52 000 Rüstungsaufträge unterschiedlicher Art erteilt. Muß das die Rüstungshaie nicht jubeln lassen?

Aber ja doch: 1984 betrug die durchschnittliche Profitrate der führenden zehn gut 25 Prozent. Berücksichtigt man überdies die mit den meisten Rüstungsaufträgen verbundenen Steuervergünstigungen, so erhöht sie sich gar auf 35 Prozent. Hinzu kommt schließlich, daß die Regierung bei der Konstruktion neuer Waffen die meisten Forschungs- und Entwicklungskosten trägt; immerhin fließen von jedem Steuer-Dollar 67 Cent in die Rüstung …

Das Wort von Karl Marx, wonach Kapitel „mit entsprechendem Profit kühn" wird, gilt unverändert: „300 Prozent, und es existiert kein Verbrechen, das es nicht riskiert, selbst auf die Gefahr des Galgens." Nur, daß es sich heute im nuklear-kosmischen Zeitalter nicht allein an den Galgen bringen würde, sondern die ganze Menschheit. Um so wichtiger erscheint mir, in diesem Kampf um den Frieden und unsere Existenz genau zu sehen, wer die Kriegspartei ist: der militärisch-industrielle Komplex des Imperialismus, in den USA aus dem Dreierbund der führenden Rüstungskonzerne, dem Pentagon und den militärischen Kräften in der Reagan-Administration bestehend.



Ob es in Ihrem Fall rechtens ist, weiß ich nicht. Möglich aber ist es die Vergütungen für die Dienststellung zeitweilig zu unterschreiten.

In der Regel trifft dies zu, wenn jemand noch nicht in der Lage ist, seinen Platz voll auszufüllen und mithin erheblich unter den Anforderungen bleibt, die an ihn und seine Aufgabe zu stellen sind. Ich meine, das entspricht dem sozialistischen Leistungsprinzip.

Die Gründe für eine solche Entscheidung müssen dem betreffenden Genossen, also auch Ihnen, erläutert werden; gleichzeitig sind die nötigen Qualifizierungsmaßnahmen festzulegen. Die Notiz über die entsprechende Aussprache muß auch Ihre Unterschrift tragen. Spätestens nach Ablauf eines Ausbildungsjahres ist die Entscheidung erneut zu überprüfen. Ausgehend von dem Gesagten sollten Sie sich zur Klärung der individuellen Details an Ihre Vorgesetzten wenden.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag
Chefredakteur

Gewidmet den Freunden

So nennen wir sie, unsere sowjetischen Waffenbrüder – „die Freunde". Ihnen gilt unser Gruß zum Tag der Sowjetarmee. Die Väter und Großväter der jungen Männer, die heute dienen, jene Rotarmisten hatten zu bestehen in den härtesten Kämpfen der Menschheitsgeschichte. Keiner, der dabei sein Leben ließ, ist vergessen; keiner. Den Soldaten mit dem roten Stern sind Denkmäler errichtet worden aus Marmor und Bronze, in Liedern, Filmen, Büchern. Und immer auch in Gedichten. „Er war mein Freund, mein Kampfgefährte", diese Gedichtzeile wurde zum Titel eines neuen Lyrikbandes aus dem Militärverlag der DDR.

An die tausend Gedichte wurden dafür geprüft; die fünfzig besten fanden Aufnahme in diesen schönen Band. Sie alle entstanden im Großen Vaterländischen Krieg. Und man spürt es: die sie schrieben, waren inmitten der Kämpfenden, hatten das „Hurra!" der Siege gehört und die Trauer um die Verlorenen erlebt, hatten Verzweiflung und Siegeszuversicht geteilt und das letzte Stück Brot auch mit denen, die sich dem faschistischen Feind mutig entgegenwarfen. Der einfache Sowjetsoldat in Kälte und Hitze und Hunger und Blut und Kugelhagel, die unbeirrt wartende Mutter im Dorf daheim, die Liebste, deren Namen die Männer flüsterten im Gebrüll der Schlachten, die erfrierenden und verhungernden Kinder Leningrads, die junge Sanitäterin, die Hunderte Verwundeter aus der Hölle herausgeschleppt und gerettet hatte, bevor sie – der Soldat mit dem geflochtenen Haar – zu Tode getroffen wurde, die vertraute Weise, die alle sangen, die Birke, die schon durch die Kindertage rauschte und für die der Soldat auch ins Gefecht zog – davon erzählen die Gedichte. Sie sprechen uns vom Leid, für das es keinen Namen gibt, und vom Kampfesmut und der Unbesiegbarkeit des Sowjetsoldaten. „Krieg, du kannst mich nicht zu Boden schlagen!" – diese Zeile trägt den Atem, der diese Dichtung durchweht. Es berührt die Schlichtheit, mit der hier erzählt wird von Menschen in härtester Zeit. Gerade das Bescheidene, Einfache ist es, was diese Gedichte zu bewegenden Zeugnissen jener Kriegsjahre werden läßt. Radierungen von Gerhard Goßmann wurden dem sorgfältig erarbeiteten Band als Buchschmuck beigefügt.

Aus jenem Krieg kommt einer nach Hause aus sowjetischer Gefangenschaft. Kahl geschoren, abgerissen, verdreckt, hungrig, so kommt er in die Trümmerwüste, die mal Magdeburg war. Einundzwanzig ist er, der Edmund Niegesch, ehemaliger Sanitätsobergefreiter im Fallschirmjägerbataillon dreisechsundzwanzig. Landdienst, Arbeitsdienst, Wehrdienst, ein Diener war er bislang; Fotograf wollte er werden. Edmund verschlägt es in ein Dorf, wo es immerhin was zum Sattwerden gibt. Aber das Neue, von dem im sowjetischen Lager viel gesprochen worden war, das findet er hier nicht. Hier ist alles beim alten: Raffen, Besitz horten, Brot und Schinken für die reichen Bauern, Wassersuppe für die Umsiedler und Habenichtse. Nichts da mit Abrechnen, Aufräumen, Neubeginn. Edmund sieht sich genau um, und auch er wird genau beobachtet. Zum Beispiel von den Genossen der sowjetischen Kommandantur. Dort bietet man ihm an, im neugebildeten Komitee der gegenseitigen Bauernhilfe mitzuarbeiten. Nun könnte alles seinen geregelten, geraden Lauf nehmen mit Edmund, den die liebeshungrigen Mädchen so sehr mögen und der so tolle Aktfotos machen kann mit der geretteten Agfa-Kamera. Doch die Zeiten kurz nach Kriegsende waren alles andere als geregelt und glatt. Edmunds Weg schlägt scharfe Kurven; eine davon schleudert ihn in die Westzone. Dort macht er wiederum seine Erfahrungen, und die sind solcherart, daß er in die sowjetische Besatzungszone zurückkehrt, dorthin, wo die Leute, die begriffen hatten, die Ärmel hochkrempelten und mit



Martin Selber
Heimkehr
in fremde Betten



dem Neuen endlich anfingen.

Was Martin Selber uns in seinem Roman „Heimkehr in fremde Betten“ erzählt, ist ein pralles Stück deutscher Nachkriegsgeschichte. Mir gefiel, wie genau, wie stimmig der Autor jene Zeit schildert, wie er den Ton trifft und wie scharf er sich an tausend Kleinigkeiten erinnern kann, die das Leben damals ausmachten. Martin Selber erzählt so spannend und anschaulich, daß man sich in die Zeit und Lebensumstände hineinversetzt fühlt und sehr viel darüber erfährt. Ein lesenswertes Buch aus dem Mitteldeutschen Verlag.

Zurück in unsere Gegenwart. Für 2,95 Mark kann man sich was leisten: Täßchen Kaffee und ein Stückchen Torte, oder 'ne Molle mit Kompott, wer das braucht. Man kriegt hierzulande allerdings auch ein handfestes Stück gute Literatur dafür. Beispiel: „Mein ganzes schönes Sanssouci“, erschienen in der bb-Reihe des Aufbau-Verlages. Geschichten über uns sind zu lesen, geschrieben von Autoren, die von vielen sehr gemocht werden: Helga Königsdorf, Erik Neutsch, Wolfgang Kohlhaase, Helga Schubert und viele andere, auch Günter Rücker. Von ihm sagt man, wenn der erstmal ins Erzählen kommt, lauscht alles atemlos. Hier lauscht man nicht, sondern liest. Und das ist eine durchaus atemlos machende, weil grausige Geschichte, die er da aufschrieb. Kohlhaase erzählt, wie ein Zimmermann, der auf Montage arbeitet, bei jedem Besuch zu Hause seine Eltern scheibchenweise an seine Braut gewöhnt – sie ist Mutter von sechs Kindern! Lest das mal, das Bändchen wird Euch gefallen.

Ist jemand unter Euch, der Schach spielt? Na prima! Da hab ich was sehr Spezielles. Der Traum aller Schachfreunde ist doch der, die besten Großmeister und Meister mal zum Gegner zu haben und natürlich zu gewinnen. Freunde, alles möglich! Ein neues Buch aus dem Sportverlag fordert Euch geradezu auf: „Spiel mit gegen Großmeister!“ Der in Schachkreisen bekannte ungarische Autor Dr. Emil Gelenczei hat Partien vieler exzellenter Könner der verschiedenen Stilrichtungen aus Gegenwart und Vergangenheit ausgewählt. Ihr werdet also mit Weltmeistern am Brett sitzen und spielend die ausgeklügeltsten Züge erlernen. Das Buch hat – soweit ein Buch das kann – wettkampfnahe Bedingungen geschaffen. Eure glänzenden kombinatorischen Wendungen könnt Ihr bewerten und Euch dann selber zum Sieg gratulieren. Das Buch kostet 10,50 M. In diesem Sinne – Schach matt!





Gleich noch was in der Richtung. Wißt Ihr, was Märchenschachaufgaben sind? Und was haben darin Nachtreiter und Grashüpfer zu suchen? Und was ist mittelalterliche Mansube, was sind Entfesselungs-Römer, was gar Loyds Orgelpfeifen? Für Schachspieler kein Problem. Aber Problemschach, das gibt's, und so heißt ein neues Buch ebenfalls aus dem Sportverlag. 407 Schachaufgaben und Studien sind drin, dazu die Lösungen und erläuternde Texte. Von Schönheit, gedanklicher Tiefe und Ideenreichtum des Problemschachs ist im Vorwort die Rede, und versprochen wird, daß die Kenntnis der Schach-Grundlagen ausreicht, dies zu verstehen und seine Freude an den kniffligen Aufgaben zu haben. Ihr Klubratsvorsitzenden, vielleicht sind die beiden Bücher wert, für den Kompanieklub angeschafft zu werden, wo ja häufig Genossen übers Brett gebeugt sitzen an ausgangslosen Abenden.

Aber nun weg von Schachproblemen und hin zu ganz anderen. Für einen abergläubischen Menschen (doch, die gibt's noch!) kann es kein größeres Problem geben, als irgendwo der Dreizehnte zu sein. Obwohl, noch fataler ist wohl die Lage für einen, der einen lebendigen Elefanten ersteigert hat, fürs eigene Geld. Und noch übler ist dran, wer von einem, wenn auch nur vermeintlich, tollwütigen Hund gebissen wurde. Und ins Grübeln kommt schon, wem ein quietschlebendiges Weihnachtsferkel abgehauen ist und dem gleich fünfe zurückgebracht werden. Sachen gibt's! Daß man auch in Jugoslawien seinen Spaß an ulkigen Geschichten hat, beweist das Buch „Der tollwütige Teofilo“. Branislav Nušić gilt als einer der Großen unter den jugoslawischen Schriftstellern, und ich freue mich, Euch ein so seltenes Geschichtenbuch empfehlen zu können, das man im Verlag Rütten und Loening von Peter Muzeniek passend bebildern ließ. Viel Spaß und tschüß!

Eure Bibliothekarin

Text: Karin Matthées

Treff mit Soldaten. Jedes Jahr am 1. März sind auch im Verband Born der Volksmarine die Tore für Besucher weit geöffnet. Verwandte kommen da, Freunde, Kollegen, FDJ-Kollektive, Schulklassen ... Auch Partner vom „Regiment nebenan", konkret Genossen der Baltischen Flotte und der Polnischen Seekriegsflotte. Für Leutnant Jörn Hausmann sind diese längst gute Bekannte. Seine Frau hingegen erlebt manches bisher Ungewohnte. Begleiten wir doch die beiden an diesem Tag ...

ZUM TITELBILD



mit Felix und den Freunden







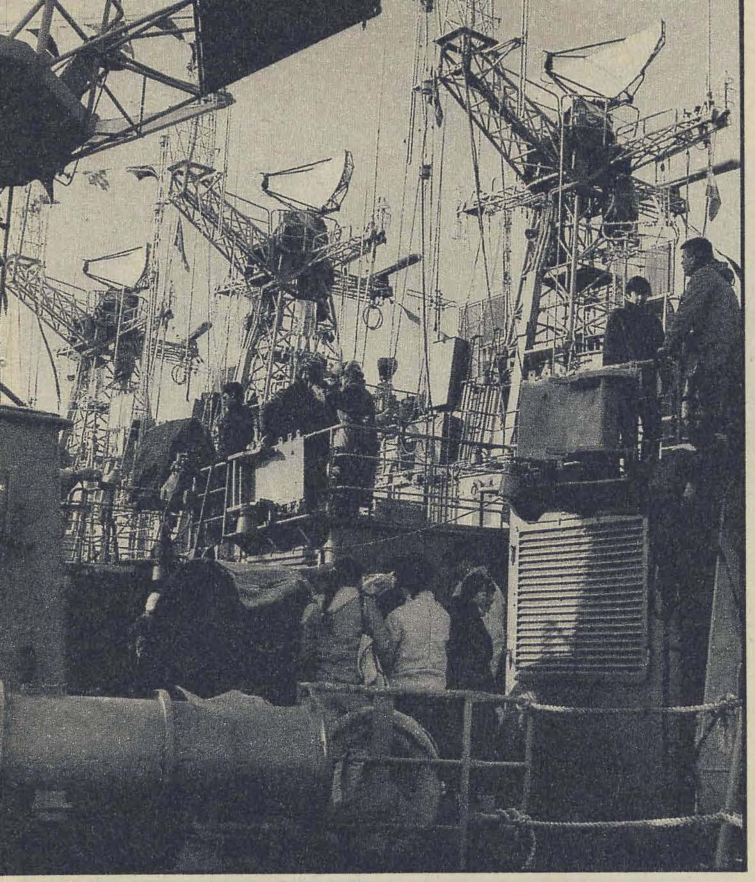
Babette studiert Ökonomie in Berlin. Im letzten Studienjahr. Zu Hause ist sie im Bezirk Rostock. Dort, bei ihren Eltern, hat der kleine Felix die ersten Schritte erlernt. So oft es geht, fährt die Studentin zu ihrem Sohn.

Jörn ist Leutnant der Volksmarine, Politstellvertreter auf einem Landungsschiff. Eine verantwortungsvolle Aufgabe für einen jungen Offizier, der erst vor kurzem die Offiziershochschule verlassen hat. Auch ihm verbleibt nicht übermäßig viel Zeit für die Familie. Deshalb ist seine Freude verständlich, daß Frau und Sohn ihn in der Dienststelle besuchen. Natürlich weiß Babette um die Bedeutung des Offiziersberufes, viel hat Jörn ihr von seiner Arbeit erzählt. Sie weiß, daß, wer es ernst meint mit der Verpflichtung, alles in seinen Kräften Stehende für den Frieden zu tun, nicht kleinlich Stunden aufzählen wird. Die junge Frau will ihrem Mann eine Hilfe sein. Was internationale Zusammenarbeit vor allem im Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe für die Bürger unseres Landes bedeutet, ist ihr durch das Studium klar. Klar ist für sie auch, daß militärische Friedenssicherung nur gemeinsam mit starken und zuverlässigen Freunden verwirklicht werden kann. Freunde – bisher gebrauchte Babette dieses Wort im übertragenen Sinne für die sowjetischen Genossen, wie es ja überall gang und gäbe ist. Nun aber hat sie von Jörn erfahren, daß man in seiner Dienststelle auch die Partner der Polnischen Seekriegsflotte mit diesem Ehrennamen benennt. Das ist neu für Babette und merkwürdig – in dem Sinne: des Merkens würdig.

Der kleine Felix ist glücklich. Eigentlich ist das schon eine Dopplung. Heißt doch der aus dem Lateinischen kommende, wieder modern gewordene Name wörtlich übersetzt: der Glückliche. Sicher haben Babette und Jörn Hausmann sich Gedanken gemacht, als sie ihrem Sohn den Namen Felix gaben. Glücklich soll er sein, dafür wollen sie sorgen. Zum persönlichen Glück aber gehört zuallererst der Frieden. Kein vernünftiger Mensch wird das bestreiten. An entscheidender Stelle etwas für den Frieden zu tun, das bewog Jörn, Berufssoldat zu werden. Frühzeitig, in der Schule, in der GST, auch in der Freizeit hat er sich auf diesen Beruf vorbereitet. Vier Jahre Studium an der Offiziershochschule der Volksmarine „Karl Liebknecht" gaben das nötige Rüstzeug. Frieden sichern für alle Menschen, gewiß. Doch seit der Sohn auf der Welt ist, sieht die persönliche Verantwortung noch ein klein wenig konkreter aus. An diesem ersten Märztag peitscht eine steife Brise Schneestaub über Straßen und Plätze. Eiszapfen hängen von den Dachrinnen herab. Spät ist der Winter gekommen. Nun aber ist er da und will nicht wieder gehen. Was für ein Wetter! Selbst die Sonnenstrahlen wirken frostig. Felix macht das wenig aus. Der gefütterte Anzug hält ihn warm, und die neue Mütze umhüllt seine Ohren. Der Junge ist gut behütet. Und neugierig ist er auf die Dinge, die da auf ihn zukommen werden.



Wenn der Vater von seiner Arbeit sprach, hat der Kleine wohl noch nicht allzuviel verstanden.







Freunde zum Beispiel. Das muß noch etwas anderes sein, als jene, mit denen sich ein echter Junge auch mal auf dem Spielplatz zankt und wieder verträgt. Was der Vater sagt, muß richtig sein. Auch wenn Felix nicht alles begreift. Gemerkt aber hat sich der Dreijährige, daß man die Freunde mit „Drushba" anredet.

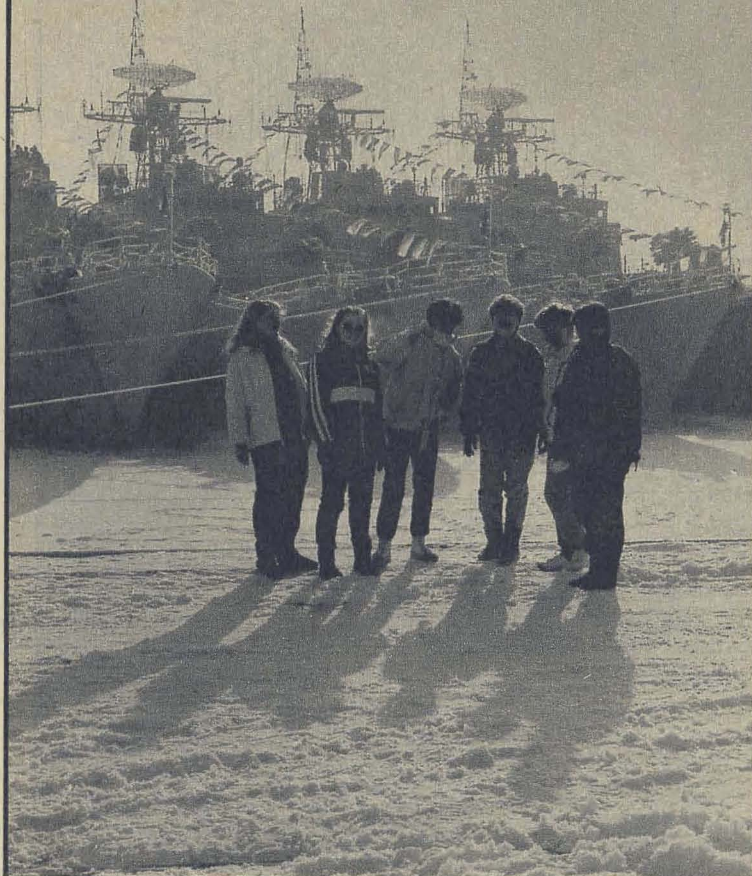
Viele Menschen sind gemeinsam mit Babette und Felix unterwegs. Sie kommen mit Sonderzügen und -bussen aus der Kreisstadt. Höflich grüßt der Junge: „Drushba." Ein paar Oberschülerinnen lachen, laufen weg, drehen sich um und winken. Felix lacht und winkt zurück.

Am Kasernentor werden sie vom Vater erwartet. Am liebsten möchte der Sohn alles auf einmal sehen. Zuerst natürlich das große Schiff. Mit ihren hohen Aufbauten, den Masten und einem wahren Antennenwald fallen die Landungsschiffe sofort ins Auge. Felix freut sich über die bunten Fahnen. Alle Schiffe sind festlich über die Toppen geflaggt, über die Mastspitzen also. Das ist nur zu besonderen Anlässen üblich.

Babette und Felix betrachten alles recht aufmerksam. Den Werferleitstand und den Maschinenraum. Allein die Größe der Dieselmotoren ist beeindruckend. Die Maßeinheit Pferdestärke wird zwar für Kraft- und Arbeitsmaschinen schon lange nicht mehr verwendet, doch kann man sich ein anschauliches Bild machen, wenn man bedenkt, daß die Maschinen in diesem Raum die Leistung von mehr als 15 000 Pferden bringen. Leutnant Hausmann ist ein sachkundiger Führer. Weiter geht es. Hier ein Blick in die Mannschaftsmesse, dort in die Kombüse. Dann in den Klub. Vom untersten Deck bis zu den Nocken, den äußersten Begrenzungen, wird alles untersucht. Felix möchte alles begreifen – mit den Händen. Auch Freunde, solche, wie sie der Vater meint, lernt er an Bord kennen. Angehörige der drei Flotten haben sich zu einer kleinen Musikgruppe zusammengefunden. Ein Ensemble für einen Tag. Erstaunlich, wieviel Lieder Allgemeingut sind. „Wir sind Soldaten der Arbeitermacht ...", in drei Sprachen erklingt das Lied „Denn zu jeder Stunde". Probe und Auftritt sind eins.

Felix lernt etwas Neues: Die Freunde tragen eine Uniform. Was sie sprechen und singen, versteht der Junge nicht. Aber sie lachen gern und schenken ihm Abzeichen. Darüber freut sich Felix. Und doch hat er auch Ärger. Nachdem das Schiff besichtigt ist, will er damit losfahren. „Sonst fährt es ja auch immer, wenn Vati von zu Hause fort muß." Das Eis





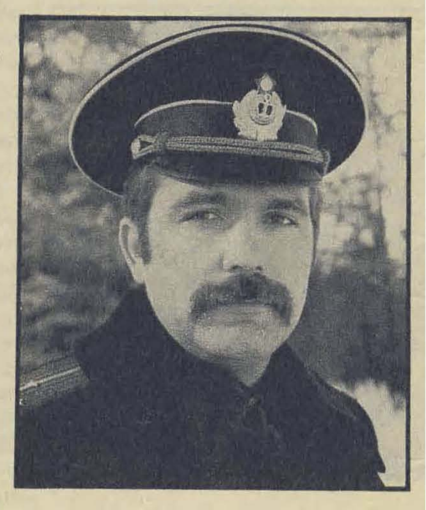
als Hinderungsgrund akzeptiert er überhaupt nicht. Wo doch der Vater und die Freunde da sind! Wortreich tut er seinen Unmut kund.

Die Hausmanns verlassen das Schiff. Andere Besucher steigen hinauf. Vor der Stelling empfängt Stabsmatrose Pürzel die Gäste. Eine FDJlerin schenkt ihm ein Blümchen. Dann, im Vorübergehen, bekommt er noch einen Kuß. Der Stabsmatrose wird rot bis über beide Ohren, weiß nicht, wohin er blicken soll.

In einem Backsteingebäude mit der Aufschrift „Klub der Waffenbrüderschaft" über der Tür sind Fotos ausgehängt. Felix zieht es mehr zur Hobbyschau. Dann zur Ausstellung des Zirkels „Bildnerisches Volksschaffen". Sowjetische und polnische Matrosen haben sich ebenfalls mit ihren Bildern beteiligt. Korvettenkapitän der Reserve Hans Seifert, der Hausherr im Klub, Leiter der kulturellen Einrichtung, wie es exakt so schön heißt, gibt Auskunft. „Zwei- bis dreimal im Jahr stellen wir unsere Arbeiten zur Diskussion. Mal bei den Freunden, mal bei uns." Auch von regelmäßigen gemeinsamen Werkstattagen weiß er zu berichten.

Vor dem Garnisonklub finden zwei Feldküchen regen Zuspruch. Der Erbseneintopf ist ausgezeichnet gelungen. Nicht wenige holen sich Nachschlag. Das Essen wärmt auf. Auch der heiße Tee, der an verschiedenen Stellen im Objekt ausgeschenkt wird.

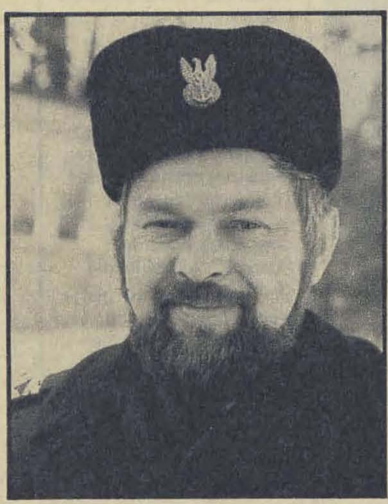
Lehrkabinette, Traditionszimmer und Unterkünfte haben ihre Türen geöffnet. An fünf Konsultationspunkten beantworten Experten die Fragen der Wissensdurstigen. Hausmanns haben ihren eigenen Erklärer. Felix zieht seine Eltern weiter. Er hat etwas entdeckt. An der Pier geht es hoch her bei Leistungsvergleichen. Einige geplante Wettkämpfe sind zwar den Witterungsbedingungen zum Opfer gefallen. So die maritime Hindernisstaffel. Die Verletzungsgefahr wäre bei dem vereisten Boden zu groß. Indes sorgen auch Tauziehen, Wurfleinenwerfen und Fenderstoßen für die nötige Stimmung. Als gar ein FDJ-Bewerberkollektiv für militärische Berufe gegen eine gemischte



Mannschaft der verbündeten Flotten antritt, hallen die dreisprachigen Anfeuerungsrufe noch einmal so laut. Auch die Hausmanns ergreifen Partei. Immer für diejenigen, die sich im Nachteil befinden. In dem Trubel nimmt Felix nicht wahr, wie kalt es ist. Doch gerade wegen ihm wird es Zeit, einen warmen Raum aufzusuchen. Ein Lehrkabinett der Fun-







ker. Stabsmatrose Mario Bauer erzählt von seinem einjährigen Sohn. Seit der zweiundzwanzigjährige Maurer aus dem Thüringer Heyerode für eine Familie zu sorgen hat, sieht er seine Verantwortung als Soldat deutlicher. Verantwortung in einem weiten Sinne, wie er sagt, dafür, daß die gute Friedenspolitik der sozialistischen Staaten auch eine friedensgebietende Grundlage hat.

Die Spezialisten beginnen mit ihren Wettbewerben. Über Kopfhörer erhalten sie gemischte Buchstaben- und Zahlengruppen, müssen diese mitschreiben. Bei der normalen Geschwindigkeit, nämlich 90 Gruppen in einer Minute, hat niemand Schwierigkeiten. Doch beim 130er Tempo arbeitet einzig Obermaat Nikolai Martschow fehlerfrei. Die Frage, ob der Zwanzigjährige zu Hause beruflich mit dem Funken zu tun habe, verneint er. Nikolai ist Tischler in Pskow. Zweiter im Wettbewerb am Morse-Geber-Schreiber wird Stabsmatrose Thomas Gießer. Dann folgen der polnische Maat Tomasz Buchholz und Mario Bauer. Lobende Worte für alle, Urkunden und Sachpreise für die Besten. Dank der Ausgezeichneten in drei Sprachen. Alle betonen, der Wettstreit motiviere zu noch besseren Leistungen.

Ansporn für neue Ziele gibt es nicht nur an diesem Tag, dem letzten in der „Woche der Waffenbrüderschaft", die immer am 23. Februar, dem Tag der Sowjetarmee, beginnt. So hat das Kollektiv des Landungsschiffes, auf dem Leutnant Hausmann seinen Dienst versieht, mit der Besatzung eines Luftkissenschiffes der Baltischen Flotte einen Partnerschaftsvertrag abgeschlossen. Gute Erfahrungen sollen ebenfalls dem Waffenbruder zugute kommen. Halbjährlich werten die Genossen gemeinsam den sozialistischen Wettbewerb aus, rechnen die erbrachten Ergebnisse vor dem Freund ab. Von den sowjetischen Partnern kam der Vorschlag, künftig Bestenabzeichen und Urkunden des anderen zu überreichen. Beide knüpfen hohe Bedingungen daran. Und schon wurde auch der Vorschlag unterbreitet, die Mannschaft eines Schiffes der Polnischen Seekriegsflotte einzubeziehen. Haben doch die Angehörigen der drei Ostseeflotten, wie überhaupt die Soldaten der sozialistischen Armeen, ein gemeinsames Hauptanliegen. Es ist gut, wenn man sich an einem solchen Tage trifft und darüber spricht.

Sicher, es wird noch etliche Zeit vergehen, bevor der kleine Hausmann verstehen kann, weshalb für seine Eltern zwischen den Worten Felix, Freunde und Frieden solch enger Zusammenhang besteht. Der Stabreim ist zufällig. Aber die enge Verbindung der Waffenbrüder untereinander, der Werktätigen zu den Soldaten, das Bewußtsein, daß einer für den anderen da ist, das sind Grundlagen für jene Kraft, die den Frieden gebietet. Und das dürfte alles andere als ein Zufall sein.

Text: Major Volker Schubert
Bild: Manfred Uhlenhut

postsack



Marschgesanges-freunde

In Weißenfels fand zum 37. Jahrestag der Republik der 15. Tag des Marschgesanges mit Beteiligung von Formationen der NVA, der Sowjetarmee und der Kampfgruppen statt. Das war ein herrliches Fest, das so richtig die Verbundenheit der Bevölkerung mit ihren Genossen in Uniform zum Ausdruck brachte. Erstplazierte waren eine sowjetische Marschformation und die von Hauptmann Bernd Schwennicke (Foto). Zweimal habe ich selbst als NVA-Angehöriger an so einem Wettstreit teilgenommen, und nach wie vor fühle ich mich mit dieser Stadt und ihren Soldaten verbunden.
Feldwebel d. R. Matthias Feyerabend, Diethensdorf



Ein Patensoldat für Claudia

Seit September bin ich Horterzieherin einer 1. Klasse. Gemeinsam mit der Klassenleiterin überlegte ich, wie ich meinen Kindern den Schutz des Friedens näherbringen und erlebbar machen kann. Deshalb habe ich beschlossen, mir einen Patensoldaten zu suchen, am besten Unteroffizier auf Zeit oder Offiziersschüler.
Claudia Barth, Weidenstr. 3, Ilfeld, 5505

Rollen soll es

Ich bin 14, und seit zwei Jahren steht für mich fest, daß ich Offizier des Militärtransportes werde. Möchte natürlich etwas mehr über diesen militärischen Beruf wissen, und suche einen Offizier oder Offiziersschüler als Briefpartner.
Thomas Thieme,
Am Hang 7,
Riesa, 8400

Na, wer bringt die Sache ins Rollen?

Wibke und ihre Jungs

Ich bin in unserem Bereich Straßenbau FDJ-Sekretär von lauter Jungs, die ihren Ehrendienst noch vor sich haben. Da hilft mir vieles aus der AR – z. B. über die NVA oder unsere Waffenbrüder –, wenn es um einen längeren Dienst als 18 Monate oder um einen militärischen Beruf geht. Meine Anerkennung gilt allen jungen Männern, die mit ganzer Kraft den Frieden und unsere Heimat schützen.
Wibke Hinrichs, Suhl

Mit Lederhose in AR-Pose

Bei diesem Schnappschuß für Euch hat unser Töchterchen tatkräftig mitgemischt. Die Sachen wollte sie nach dem Posestehen gar nicht wieder hergeben. Bloß, was schreibt man denn unter das Bild drunter?
Lutz R., Welzow

Die Sache ist ganz eindeutig: Helm uff, und denn nüscht wie ab inne Disko!



Ehrensache Ehrenwache

Während eines Berlin-Aufenthaltes war es für mich Ehrensache, den Großen Wachaufzug anzusehen und im Bild festzuhalten. Besonders beeindruckte mich die Ehrenwache am Mahnmal Unter den Linden. Ich möchte den Genossen meinen Dank für ihren nicht leichten Dienst übermitteln.
Dieter Teßnow,
Rostock-Hinrichsdorf



Zu anspruchsvoll?

Die AR hat mir geholfen, den militärischen Berufsweg meines früheren Freundes besser zu verstehen. Auch während meines Ingenieurstudiums habe ich ihn oft an seinem Standort besucht. Ich besorgte Bücher und Schallplatten, für den Urlaub Theaterkarten. Durch unsere marxistisch-leninistische Weltanschauung haben wir oft über aktuelle Fragen diskutiert. Schöne Stunden, alles in allem. Aber leider ... Offensichtlich war ich zu anspruchsvoll! Trotzdem muß es doch für mich einen geben, Offizier oder Offiziersschüler. Bin fast 24 und 1,74 m groß. Zuschriften an Katharina B. über die AR-Redaktion

Wie anspruchsvoll an seinen Partner kann, soll, muß man sein? Schreibt uns!

Tierisch interessant

... die AR, aber vieeeel zu wenig über die Volksmarine! Jedem Jungen, der sich als ganzer Kerl beweisen möchte, empfehlen wir, länger zu dienen so wie wir. Wie wichtig das ist, das erleben wir bei jedem Seetörn: Die Provokationen der NATO-Seestreitkräfte werden immer häufiger und von Tag zu Tag frecher. Stark finden wir, wenn Mädchen ihrem Freund die Treue halten. Die haben nämlich Sinn und Zweck einer längeren Dienstzeit erkannt. Dieses Thema würden wir übrigens gerne mal mit Mädchen ausdiskutieren.
Matrose Michael Riedel

Die Briefe leiten wir gerne weiter, und vielleicht gibt's 'ne neue diskuzeit, Stichwort „Längerdienen – länger treu"

Chers Amis! Liebe Freunde!

Die DDR ist ein Land, das mir sehr imponiert. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg mit Ihren Initiativen für einen dauerhaften Frieden auf der Welt, Mut und Courage, diese Politik fortzusetzen.
Sahnoun Nouredine,
Ain-Azel, Algerien

Siggi ist weg!

Und zwar Siegfried Kollath, der 1984 sein Studium an der OHS in Löbau beendet hat und seitdem aus dem Blickfeld geraten ist. Er möchte mal schreiben an
Lothar u. Sabine Münter,
O.-Lilienthal-Str. 42,
Merseburg-West, 4200

hallo, ar-leute!

Beitrag mit Nachtrag

Sehr nachdenklich stimmte mich Euer Kyffhäuser-Beitrag im Heft 10/86, zumal ich erst vor kurzem das Denkmal besichtigte. Interessant war für mich, daß von 1890–97, der Zeit des Denkmalbaus, 400 Arbeiter in zwölfstündigen Tagewerken unter schwierigsten Bedingungen und bei unzureichenden Sicherheitsvorkehrungen schufteten. Von der hohen Bausumme – 1,52 Mill. Reichsmark – zweigte man für Unterstützungs- und Versicherungszwecke sage und schreibe ganze 1 375 RM ab! Übrigens wurde das Kyffhäuserdenkmal 1896 durch Wilhelm II. (Ihr schriebt Wilhelm I.!) eingeweiht.
Unteroffizier d. R.
Eberhard Krieg

Um Wilhelms-Ruh', Sie haben recht! Ebenso wie Unterfeldwebel d. R. Horst Tiepmer, Bernd Hiller und andere aufmerksame AR-Leser.



Bitte mehr „Porträts per AR"

In der AR 10/86 hat mir am besten die Reportage „Arche der Matrosen" gefallen, aber eins bedaure ich sehr: Ihr stellt zu selten Personen vor, deren Leben eng mit der NVA verbunden ist. Bitte wiederholt so etwas wie die Geschichte über Saskia.
Heike Kranefuß, Weißbach

Ist versprochen, wir bleiben dran!

„Übermütig ..." schmökerte sich am besten

Beim Durchschmökern der AR 10/86 gingen, was das Beste ist, die Meinungen zwar auseinander, aber in einem waren wir uns einig: Toll geschrieben ist der Beitrag über die Unteroffiziersschüler „Übermütig und selbstgefällig". Dank also an Oberstleutnant Gebauer. Und ein Angebot zum Federwettstreit haben wir künftigen Unter-



stufenlehrerinnen (alle 17). Schreibt an A. Herde, Internat des IfL, W.-I.-Lenin-Allee 43–49, Haus II, Wohnung 111, Frankfurt/Oder, 1200

Wieviel Stufen?

Studienmaterial

Eure Zeitschrift leistet mir während meines Studiums gute Dienste bei der Aneignung eines festen Fundaments an politischem Wissen. Sie enthält viele Fakten und Argumente, die ich jetzt oder später, in meiner Arbeit mit Kindern, brauche. Besonders gut war „Gewalt ist so etwas wie unser Lebensgefühl", denn das charakterisiert eindeutig Lebensweise im Imperialismus.
Anke Knorre, Mögelin

Auenblick mal!

Hier stimmt doch was nicht! Das dachte auch der langjährige AR-Leser Günter Weise aus Deschka 8901, als er sich mit dem Preisausschreiben in unserem Heft 10/86 beschäftigte und auf die Ortsbezeichnung Auenblick stieß. Die gibt es nämlich nicht mehr, schreibt er. Exakt seit dem 1. 7. 1949 heißt Auenblick, dessen eigentlicher slawischer Name den Faschisten nicht paßte, wieder Deschka.

Danke für das Weise-Wort.

Schreck-Erkenntnis

Mich hat die Problematik über die Skinheads in AR 10/86 sehr erschreckt, bewegt und beschäftigt. Durch den Beitrag vervollständigte sich bei mir das Bild über die Verhältnisse in der BRD, deren Opfer auch der 18jährige Ingo Kunze geworden ist.
Torsten Glaß, Carlsfeld

Und nach der Nachtruhe?!

Wir fanden „Science fiction – Fertigmachen zur Nachtruhe" im Minimagazin der AR 10/86 erste Klasse. Deshalb würden



wir gerne mal wissen, wie das hübsche Mädel aussieht, wenn es dann morgens wieder durchkommt und ruft: „Nachtruhe beenden!"
Soldat Köpke und Soldat Meier

Nur keine Schwachheiten, ebenfalls ganz korrekt selbstverständlich: Oberkörper frei und einszwei, einszwei – zum Frühsport!

Zum Rücktitelporträt: Diana Gansky



Im vergangenen Jahr konnte man Diana Gansky des öfteren in der Nähe des Neuen Palais von Schloß Sanssouci antreffen. Friedrich II. – dort in einer Ausstellung präsent – interessierte sie, aber mehr noch ein sehr heutiger Erdenbürger: Frank Gansky, der als Steinmetz an den Rekonstruktionsarbeiten des Palais beteiligt ist. Diana und Frank heirateten im September 1986, kurz nachdem die Diskuswerferin bei den Europameisterschaften in Stuttgart den Titel errungen hatte. Die ASK-Athletin erzielte damals 71,36 m, dies bei strömendem Regen. Zum Vergleich: Zuvor war es keiner Diskuswerferin gelungen, bei einer internationalen Meisterschaft über die 70-m-Marke zu kommen.
Birk Meinhardt

Es darf auch eins mehr sein. Schreibt mal an Redaktion „Armeerundschau“, PF 46 130, Berlin, 1055



„Salut zum 40.!“

... hieß das Kennwort unseres Preisausschreibens in AR 10/86. Hier die Auflösung: Die Länge der Staatsgrenze der DDR zur BRD beträgt 1378 km, die zu Westberlin 110 km (nach „Handbuch der DDR“). Der Aufbau unserer Grenzpolizei war mit dem 1. 12. 1946 vollzogen. Der Schutz unserer Staatsgrenze gemeinsam mit sowjetischen Genossen währte bis 1955. In den Anfangsjahren hatte eine Grenzstreife etwa 6 bis 15 km (b) zu kontrollieren. Bedeutung der auf Seite 53 abgebildeten Dienstlaufbahnabzeichen: Nachrichtentechnischer Dienst, Medizinischer Dienst, Kraftfahrzeugdienst (v. l. n. r.). Das Be-



stenabzeichen Grenztruppen der DDR war (a). 150 Mark bewann Aline Krahl, Dippoldiswalde, 8230. 100 Mark gingen an die Schiffsbesatzung „Ueckermünde“, Wolgast, 2220. Je 75 Mark erhielten A. Rüffer, Gefell, 6552 und E. Richter, Wehrsdorf, 8608. Je 50 Mark empfingen A. Schwarz, Berlin, 1141; M. Laufer, Zossen, 1630; R. Schneider, Leipzig, 7010 und Uffz. O. Kühne, Hildburghausen, 5701. Je 25 Mark bekamen W.-G. Pohlmann, Berlin, 1140; K.-H. Stengel, Saalfeld, 6800; G. Kohls, Stralsund, 2300; M. Hartmann, Gera-Lusan, 6502 und W. Neumann, Kröpelin, 2564. Glückwunsch den Gewinnern und ein großes Dankeschön allen Teilnehmern!

gefragte fragen

In natura eindeutig

In Euerm Preisausschreiben in der AR 10/86 habt Ihr das Bestenabzeichen der Grenzsoldaten abgebildet. Aber das sieht doch genauso aus wie das der NVA-Soldaten?
Peter Bormann, Fürstenwalde

Das ist ja auch schwarzweiß gedruckt. In der Farbe zeigt sich der Unterschied. Da ist der Untergrund beim Grenzer-Bestenabzeichen grün und bei dem der NVA-Angehörigen rot.

Schwimmender Kübel

Neben dem Trabant-Kübel und dem UAZ soll es in der NVA noch ein anderes kleines Geländefahrzeug geben, das sogar schwimmfähig ist. Könnt Ihr das nicht mal vorstellen?
Mirko Ferrig, Gera

Können wir, Mirko. Seit 1978 befindet sich ein flacher Kübelwagen mit der Typenbezeichnung LuAZ 967M aus der UdSSR in der NVA im Einsatz. Vorgesehen ist er zur Bergung und zum Transport von Geschädigten. Auf der 3,2 m² großen Ladefläche des schwimmfähigen Fahrzeuges finden mit Fahrer vier Personen Platz, sitzend und auf Tragen liegend. Wenn nötig, kann der Fahrer seinen 3,82 m langen und 1,74 m breiten allradgetriebenen Flitzer auch liegend steuern. Als Höchstgeschwindigkeit werden für den LuAZ 75 km/h angegeben. Nicht übel der Kübel, stimmts?

Für Leistungsabzeichen mehr Stip?

Ich habe von mehreren Seiten gehört, daß es für das Leistungsabzeichen der Grenztruppen einen Zuschuß zum Stipendium geben soll?
Stabsmatrose d. R. Wolfgang Kähler

Das waren nicht die richtigen Seiten. Aus der Verleihung staatlicher, militärischer oder gesellschaftlicher Auszeichnungen lassen sich keine Stipendienansprüche geltend machen.

Dienst oder Stabsdienst?

Uns wurde befohlen, die Dienstuniform auf dem Weg vom und zum Dienst sowie in der Mittagspause zu tragen, wo wir doch eigentlich auch die Stabsdienstuniform tragen könnten. Ist das nun eine Ermessensfrage?
Oberfeldwebel Peter Müller

Keinesfalls. In der Tabelle 44 der DV 010/0/005 sind Anlässe zum Tragen der Uniformarten genannt. Berufsunteroffiziere haben die Dienstuniform zum Wach- und Tagesdienst, die Stabsdienstuniform u. a. zum Dienst in Stäben und Einrichtungen, zum Innendienst, auf dem Weg vom und zum Dienst zu tragen.

Untergrenze Überlänge

Ich habe gehört, daß man ab einer bestimmten Mindestlänge einen doppelten Verpflegungssatz bekommt. Reichen meine 1,95 m?
Unteroffizier Michael Beschorner

Wo Normalgrößen enden und Übergrößen beginnen, darüber gibt es in der NVA derzeit keine offizielle Regelung. In der Verpflegungsordnung ist jedoch an Armeeangehörige mit Übergrößen oder starkem Übergewicht gedacht. Sie erhalten nach einer medizinischen Untersuchung eine Zulage, die bis zu drei Mark zum Verpflegungssatz ausmachen kann. Klären können Sie das Problem mit Ihrem Verpflegungsoffizier und dem Militärarzt. Dabei spielt die Körperlänge zwar eine Rolle, sie ist aber nicht das alleinige Moment. Beachtet werden sowohl die Gesamtkonstitution als auch die unmittelbaren dienstlichen Belastungen.

S für die Immatrikulation?

Wie ist das eigentlich, wenn ich nach meinem dreijährigen Armeedienst an einer Fachschule zu studieren beginne. Bekomme ich da Sonderurlaub für die feierliche Immatrikulation, die ja schon im September ist?
Unteroffizier Ingo Endler

In der DV 010/0/007 Ziffer 24 (1h) steht, daß Sonderurlaub zur „Vorbereitung der Aufnahme eines Studiums an einer Hoch- oder Fachschule“ gewährt wird. Diese Festlegung gilt allerdings nicht „für Armeeangehörige, deren Arbeitsrechts- oder Dienstverhältnis für die Zeit des aktiven Wehrdienstes ruht“. Sie müßten also zur Wahrnehmung der Immatrikulation Erholungsurlaub beantragen.

postsack

Redaktion: Bernd Schilling
Fotos: Archiv (2), privat (4), Thiede (1)
Vignetten: Achim Purwin

Kartoffelschälen unzumutbar?

Meine Einheit besteht aus Maaten. Nun wurde uns auferlegt, für andere Genossen die Kartoffeln zu schälen. Ist das überhaupt zumutbar?
Maat Norbert Klammereck

Zur Durchsetzung der Maßnahmen des Tagesdienstablaufplanes sowie zur Erfüllung von Aufgaben des Innendienstes werden durch Befehl des Kommandeurs Tages- und Arbeitsdienste eingesetzt,



also auch Ihr Küchendienst. Das ist durchaus üblich und erforderlich. Wenn Sie zum Kartoffelschälen nein, zum Essen aber ja sagen, so werden Sie wohl selbst keine rechte Logik darin erkennen.

Warum nur normale Oschü-Bezüge?

Nach meinem Dienst als UaZ habe ich drei Jahre im Zivilbereich gearbeitet. Nun habe ich an der OHS zu studieren begonnen und erhalte nur die für Offiziersschüler üblichen Dienstbezüge. Werden meine Unteroffizierszeit und die dabei erworbenen Qualifikationen nicht berücksichtigt?
Offiziersschüler
Frank Thoß

Nein. Nur den Offiziersschülern, die unmittelbar vor dem Beginn der Ausbildung zum Offizier in einem anderen Dienstverhältnis höhere Vergütungen erhielten, sind diese zu zahlen. Ihre aktiv geleistete Dienstzeit als UaZ wird dennoch angerechnet, und zwar hinsichtlich der „Medaille für treue Dienste" und für die Vergütung nach Dienstalter.

Lauf-Entscheidung

Vielfach ist die Rede von Gewehren und Karabinern. Worin besteht denn der Unterschied zwischen beiden Handfeuerwaffen?
Frank Kobalz, Senftenberg

Im deutschen Militärwesen bezeichnet man seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts die einheitliche Handfeuerwaffe der Infanterie als Gewehr. Kavallerie und andere Waffengattungen führten denselben Waffentyp mit in der Regel verkürztem Lauf, den Karabiner.

gruß und kuß

An alle mit Rock für den Frieden

Ich weiß, daß der Frieden wichtiger ist als alles andere. Deshalb bin ich auch auf meinen Bruder Detlef so stolz, der als Unteroffizier auf Zeit bei der Panzertruppe dient. Ich grüße ihn sehr herzlich und alle, die in NVA-Uniform für den Frieden einstehen.
Annett Tschoch, Zittau



Landratte an Seebär

Trotz seines anstrengenden Dienstes hat mein Seebär, der Stabsmatrose Frank Labitzke, stets ein offenes Ohr für meine Probleme, macht mir Mut, diskutiert mit mir. Dadurch sind wir uns immer näher gekommen. Ich liebe ihn und halte immer zu ihm.
Anke Knorre, Mögelin

Weiterhin gegrüßt werden

... Unteroffizier Jens Mätzig, der von seiner Chris Tannhäuser zärtliche Küßchen erhält, Leutnant Klaus Eckart, an den von seiner Frau Helga und den Töchtern Madlen, Anja und Katrin heiße Küsse gehen; sowie Steffen Neukirchner, dem der Vater aus Wurzen das Beste wünscht. Ganz lieb grüßt die Verlobte Ursula ihren Grenzsoldaten Steffen Janke; sie hofft, daß er einen guten Start hatte, und steht fest zu ihm. RakaKaKaMaSta, pardon, Raubkatze Kathrin aus Karl-Marx-Stadt möchte dem Unteroffizier René Seidel einen dicken Kuß schicken, und dem Onkel Bodo Oberländer, Offiziersschüler in Zittau, wünscht die neunjährige Anja Gragert viel Glück beim Lernen. Oberleutnant Andreas Heuser und – am Beginn seines „Dreijährigen" – Ralf Heuser erhalten herzliche Geburtstagsgrüße von Sabine und ein Extraküßchen von Liebling Marian. Nachträglich zum „40." sendet dem Sohn, Chef einer Grenzkompanie, Mutter Gisela Kohrt liebe Grüße. Sie ist stolz darauf, daß er in die Grenzerfußstapfen des Vaters getreten ist.

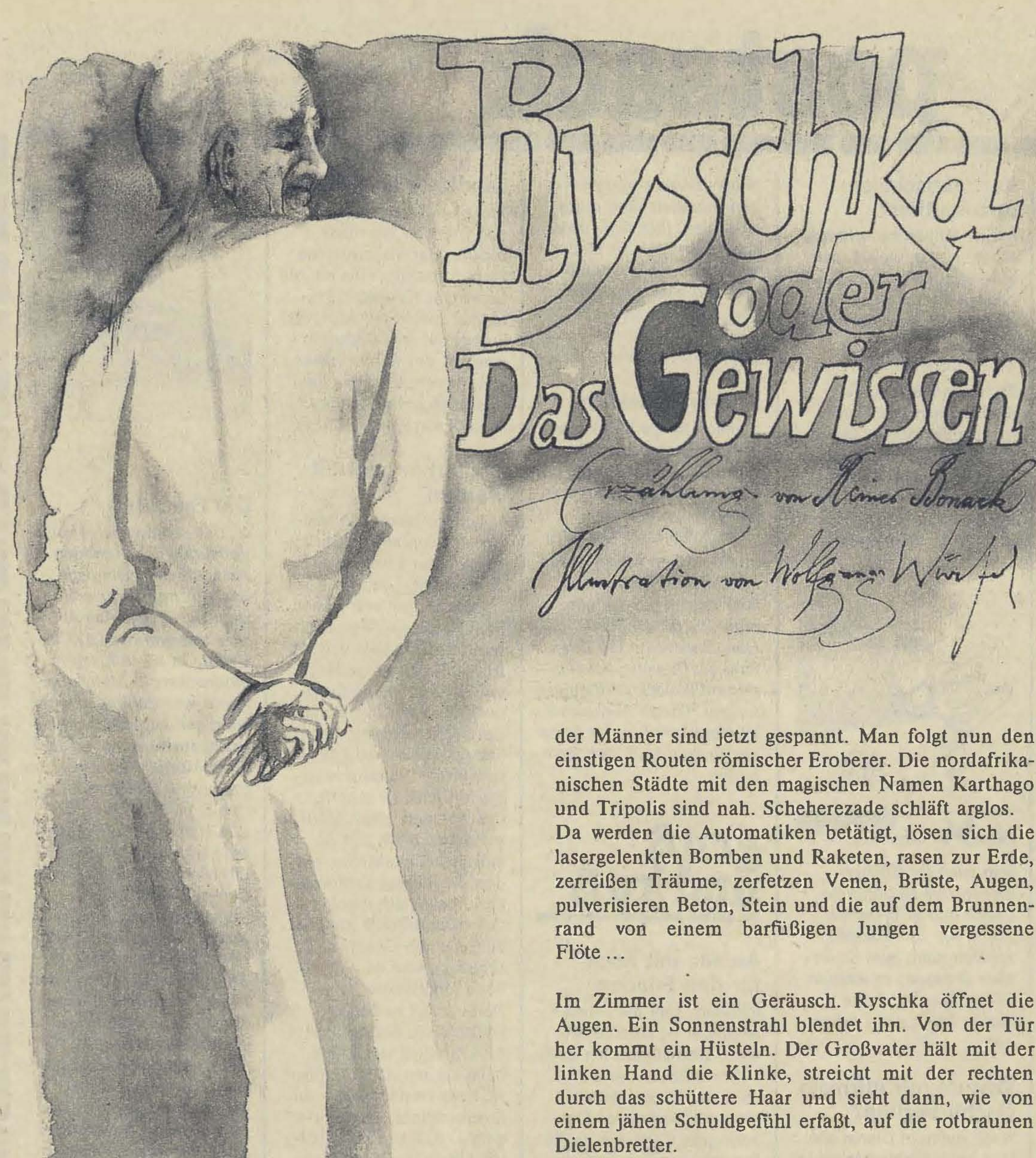


Die Fassade

... des prunkvollen Hauptgebäudes des einstigen Arsenals der Königlich-Sächsischen Armee, in dem sich heute das Armeemuseum der DDR befindet, ist an sich schon eindrucksvoll. Mehr aber noch, was dahinter zu besichtigen ist: achttausend Exponate vom mittelalterlichen Morgenstern bis zum modernen Skaphander des Sigmund Jähn. Für EUCH war AR in Dresden und erklärt: „Was kostet ein Mann?", „Wer trug den goldenen Ring?", „Was besagen zwei Bunde Zuchthausschlüssel?" Wir berichten über eine Sturmbahnausbildung bei Nacht, das Maskottchen der Fallschirmjäger und ein Richtübungsgerät für SPW. Wir bieten den AR-Ratgeber „Einberufung", stellen Heldenschiffe der sowjetischen Seekriegsflotte vor und befassen uns mit dem Stealth-Bomber der USA

in der nächsten





Hoch über dem nachtdunklen Meer ziehen Flugzeuge. Sie entfernen sich von den Kreiseln der europäischen Tiefdruckgebiete. Die Piloten können die Sterne sehen, wenn sie von den Armaturen aufblikken. Die Hände der Männer sind ruhig. Auf Fischerbooten und Frachtern hören die Wachen, wenn sie auf Deck treten, über sich vielleicht ein Grollen. Und mancher wird sich an das Ziel seiner Reise oder in noch nicht gesehene Länder denken, bevor er wieder zu den Meßgeräten oder in den Funkraum zurückgeht.
Die Flugzeuge fliegen indessen mit scharfem Schwenk in die Straße von Gibraltar ein. Die Mienen der Männer sind jetzt gespannt. Man folgt nun den einstigen Routen römischer Eroberer. Die nordafrikanischen Städte mit den magischen Namen Karthago und Tripolis sind nah. Scheherezade schläft arglos.
Da werden die Automatiken betätigt, lösen sich die lasergelenkten Bomben und Raketen, rasen zur Erde, zerreißen Träume, zerfetzen Venen, Brüste, Augen, pulverisieren Beton, Stein und die auf dem Brunnenrand von einem barfüßigen Jungen vergessene Flöte ...

Im Zimmer ist ein Geräusch. Ryschka öffnet die Augen. Ein Sonnenstrahl blendet ihn. Von der Tür her kommt ein Hüsteln. Der Großvater hält mit der linken Hand die Klinke, streicht mit der rechten durch das schüttere Haar und sieht dann, wie von einem jähen Schuldgefühl erfaßt, auf die rotbraunen Dielenbretter.
Harald richtet sich auf. Als sich der alte Ryschka erneut hastig durch die Haare streicht, weiß der Soldat, daß etwas Außergewöhnliches passiert ist.
„Er hat schießen lassen“, sagt der Großvater, und, als könne er es noch immer nicht fassen, wiederholt er: „Der Lump hat schießen lassen.“
Harald hält den Atem an. „Wo?“ fragt er fast tonlos.
„Dort, wo er seit Wochen hinzielt“, antwortet der Alte. Seine Erregung ist deutlich spürbar.
Harald, hellwach jetzt, springt aus dem Bett und drückt auf die Einschalttaste des Kofferradios. Aber die Nachrichten sind vorbei. Ein sentimentaler Schlager läuft. Harald beginnt, sich anzuziehen. Dabei hat er den Großvater im Auge, der am Fenster steht und den Himmel über den Reihenhäusern betrachtet.
Harald erinnert sich an einen Tag in der Kindheit.



Auch jener Tag hatte mit einer Radiomeldung begonnen. Später lief dann das Lied, das der Großvater noch nach Jahren gelegentlich vor sich hinsummte. „Alle auf die Straße, rot ist der Mai. Alle auf die Straße, Saigon ist frei ..."
Was wirklich in dem fernen Land vorgegangen war, hatte Harald damals nur gefühlsmäßig erfaßt. Es mußte etwas Schönes, etwas Wichtiges, etwas, was den Großvater persönlich betraf, dort geschehen sein. Am Nachmittag, nach der Schule, hatte der alte Ryschka ihn dann an die Hand genommen. „So einen Tag darf man nicht wie jeden anderen verdämmern lassen. Heut kannst du dir alles wünschen."
Sie waren durch die Straßen gegangen, und Harald hatte in den Gesichtern der anderen Menschen nach der gleichen, festtäglichen Freude gesucht, sie jedoch nur bei einigen Bekannten des Großvaters entdecken können. Im Kaufhaus am Markt bekam Harald seinen Jungentraum erfüllt. Das erste eigene Fahrrad. „Du sollst dich erinnern können."
Jahre später, als Harald sich ein Moped zusammengespart hatte und der alte Ryschka es mit gemischten Gefühlen auf dem Hof begutachtete, waren sie erneut auf jenen Maitag zu sprechen gekommen. „Manchem stellt man mit Achtzehn ein Auto vor die Tür. Einfach so. Ich weiß nicht ..."
Haralds Erstaunen war echt. „Das sagst du? Wer hat mir denn das erste Fahrrad geschenkt? Und zwar außer der Reihe", fügte er mit überlegenem Lächeln hinzu.
Der Großvater schwieg einige Sekunden. „Das war etwas anderes", sagte er schließlich bedächtig. „Weißt du", fuhr er übergangslos fort, „ich habe ein ganz normales Leben gehabt, mit allen Irrtümern und Schmerzen, die auch die meisten anderen im gleichen Alter erfahren mußten. Neununddreißig mit Hurra in den Krieg. Neunundvierzig mit dem Anfang einer neuen Welt im Kopf zurück. Gewehre, dacht' ich, seien nun überflüssig. Gewehre faßt du nicht mehr an ... Irrtum. Sie legten uns Bomben unter die Brücken, brannten Ställe ab, vergifteten Vieh und schossen auf unsere Polizisten an der Grenze. Später, im Jahre '54, sagte ich mir dann: Noch einmal siehst du nicht zu, wie man die Welt in Brand stecken will, und ich ließ mich im Betrieb in die Kampfgruppe einschreiben. Wie

sollte ich mich nach all diesen Erfahrungen nicht freuen, wenn irgendwo auf der Welt wieder eine Mörderbande besiegt wird? Und wer freut sich schon gern allein ... Ich gönn' dir dein Moped, solange du mehr als nur das unterm Haarschnitt hast."
Haralds Lächeln war verflogen. Einerseits verstand er, der Großvater wollte ihm einige seiner Lebenserfahrungen nahe bringen, wünschte sich, daß er, Harald, die Welt auf ähnliche Weise sehen lernte. Andererseits war er nun kein Kind mehr und benötigte nicht unbedingt ein Geschenk zu einem politischen Anlaß, um über den Horizont von Marktplatz und Schulhof hinauszudenken. Er suchte nach Worten, die den Großvater nicht kränkten, sagte dann jedoch nur, daß er sich das Moped doch selbst erspart habe, und dieser Fakt sei ja nun, wenn er sich in seiner Klasse umsähe, auch nicht alltäglich.
Der alte Ryschka hatte genickt und war anschließend langsam ins Haus zurückgegangen.
Harald ist fast angezogen. Der Großvater, der sich auf seine Art erinnert haben mochte, wendet sich um. „Ihr hättet sie vom Himmel geholt, ja? Das hättet ihr doch?" Er sieht Harald mit prüfendem Blick in die Augen.
Vor Harald steht augenblicklich das Bild der Funkmeßstation. Angespannte Gesichter. Bergs Gesicht. Die Mundwinkel, in denen er eine Spur von überheblichem Hohn zu erkennen glaubt. Warum sofort dieses Bild? Du mußt dem Großvater antworten. Was immer auch zwischen dir und Berg ist, du mußt antworten. „Natürlich hätten wir sie vom Himmel geholt", sagt er fest, „keine Frage."
Befriedigt sieht er, wie sich die Züge des Großvaters entspannen. Eine andere Antwort durfte ich ihm nicht geben, denkt Harald. Auch wenn eine andere Antwort möglich wäre, sie vertrauen uns, sie verlassen sich auf uns. Und ist eine andere Antwort überhaupt zulässig? Harald schaltet das Radio aus und geht betont forsch zur Tür, als wolle er damit das Gesagte unterstreichen.
Doch die Frage beginnt in ihm zu bohren.

Im Haus riecht es nach Kaffee. In die Zimmer fällt helles Licht. Der nochmalige Wintereinbruch ist endlich zu Ende. Es könnte ein schöner vorletzter Urlaubstag für Harald werden, aber er hat plötzlich keine Lust mehr, zu Freunden zu gehen oder sich irgendwo in der Stadt zu vergnügen.
Er muß erst einmal mit der Frage des Großvaters klarkommen. Das schien anfangs leicht, doch je mehr er darüber nachsinnt, desto unsicherer wird er. Während der Großvater ißt und dabei in die Zeitung schaut, denkt Harald unaufhörlich an Berg, fügt seine Erinnerung eine Kette von Situationen aneinander, in denen es zwischen dem Gefreiten und ihm zu Kollisionen gekommen ist, spart sie die Frage nach dem Warum noch aus ...
Berg beim Lauf aus dem Objekt. Bergs Gesicht als Spiegel von Schmerz. Die Stimme des Unteroffiziers. „Begleiten Sie den Genossen Berg in die Unterkunft zurück!" Berg neben Harald. „Brauchst mich nicht stützen." Bergs Grinsen dazu. Haralds Wut. „Der große, unersetzliche Berg schlägt alle, ja? Nur wenn es ans Schwitzen geht, sollen die anderen mal. Denkst du denn wirklich nie darüber nach, wozu wir hier Schweiß lassen?" Bergs gelassenes Weitergehen. „Ohne mich würdet ihr alt aussehn. Oder?" Dieser schon häufig gesagte Satz. Ryschkas Stehenbleiben. Der Versuch des Sprechens. Das Verharren mitten in der Begründung. Das Gefühl, Berg verschließe sich immer mehr. Die Bestätigung. Sein Lachen. „Polit ist morgen."
Oder Berg, wie er manchmal am Abend über die hintere Mauer geht, um sein Mädchen zu treffen. Ein Privileg, das er nur für sich beansprucht. „Ich kann mir das erlauben. Stell dir die Station ohne den von dir geschmähten Berg vor ... Bestwerte sind gefragt. Welcher Vorgesetzte wird sie wegen solcher Lappalien aufs Spiel setzen?"
Harald und auch Sellin widersprachen. Sellin wollte Berg mit dessen eigenen Argumenten überzeugen. „Nimm an, es gibt Alarm, und du fehlst. Wer bringt dann deine Bestwerte?"
Bergs Abwinken. „Ich bin in der Nähe. Joschko holt mich. Joschko hilft mir, und ich helf' ihm, wenn er bei schriftlichen Überprüfungen in der technischen Ausbildung zu dämlich ist. Haben wir nicht immer einen Weg gefunden, den Oberleutnant auszutricksen? Na also."
Haralds heftige Entgegnungen. Floskelhaft, unpersönlich und wie aus der Zeitung entnommen. Ohne den Ton, der Zuhören fordert. Und dazu noch das Schweigen der Gruppe. Außer Sellin legte sich keiner mit Berg an. Durch Berg hatten sie Vorteile. Nicht aber durch ihn, Harald. Dank Bergs Wissen und Können gab es Sonderurlaub. Was zählen da seine Sprünge außer der Reihe, solange sie sich nicht nachteilig auf alle auswirken.
Sind es nur diese offensichtlichen Disziplinverstöße, die Spannung erzeugen, oder liegen die Dinge nicht tiefer? Hat sich nicht eine Summe von Problemen angehäuft, die nicht nur aus charakterlichen Gegensätzlichkeiten bestehen? Aus allem, was Berg erzählte, war herauszuhören, daß sein Überlegenheitsgefühl nicht von heute auf morgen, nicht erst seit der Einberufung gewachsen war. Berg, der mathematisch besonders begabte Schüler. Berg, der technisch besonders begabte Schüler. Berg, der besonders geförderte Schüler. Berg mit Auszeichnung. Berg neben einem ausgezeichneten Gerät auf der Messe. Berg, der Kopf. Berg vor den anderen ... Hatte man Berg zu lange nur eine Seite seines Wissens und seiner Kraft abgefordert? Wann waren ihm bei der Konzentration auf Zahlen und Tabellen die Freuden und Nöte seiner Gefährten aus dem Blick geraten? Wann waren die Gefährten für ihn zu einer Größe geworden, die man nur überflügeln mußte, um selbst als groß dazustehn? Warum diese Sucht, sich fast ausschließlich auf diese Art zu bestätigen?
Was Ryschka sich bis in die Freizeit hinein durch Büffeln und praktisches Training mühsam erarbeiten muß, ist dem Gefreiten schon seit seinen ersten Ta-

gen in der Station in Fleisch und Blut übergegangen. „Aus dir wird nie ein brauchbarer Funkorter", hatte Berg anfangs fast nach jeder Trainingsstunde gesagt. Es klang wie: Schuster, bleib bei deinen Leisten. Ryschka, bleib bei deiner Drehbank. Den Rest, den werde ich schon deichseln. „... wird nie ein brauchbarer Funkorter", echote Sellin. „Wenn du so denkst, warum läßt du uns dann allein büffeln? Brings uns bei, und führ uns an deine Höhe. So ist allen geholfen."

„Wozu", fragte Berg, „wozu die Quälerei? Wenn es einem gegeben ist, überm Durchschnitt zu sein, was sollen die anderen da strampeln? Fahrn wir nicht gut?"

Sellin ließ nicht locker. „Sag mal, willst du dich überhaupt mit jemandem messen können? Mir scheint eher, du hast Angst, wir könnten dir das Wasser reichen und du bist nicht mehr der große, bewunderte Einzelkönner. Plötzlich stünden wir neben dir auf deiner Höhe und man verbeugte sich vor uns allen ein bißchen."

Das setzte sich fort ... Ein Abend. Harald las. Er hat die Gewohnheit, Bücher, die ihm gefallen, weiterzuempfehlen. Berg mit Seitenblick auf das Buch: „Ist ja alles gut und schön, aber was zählts? Mit diesen am Schreibtisch ausgedachten Helden kann ich auf den Sichtschirmen kein einziges Pünktchen ausmachen." Und dann gönnerisch: „Aber solange es einen gibt, der alle Schaltpläne wie solche Bücher lesen kann ... Machts also halblang demnächst. Oder was meinst du, Joschko?"

Joschko, Baufacharbeiter, mit zupackenden Händen, beim pioniertechnischen Ausbau unersetzlich, ansonsten jedoch etwas schwerfällig, hatte nur die Schultern gezuckt und dann ein „Wird-schon-so-sein" vernehmen lassen.

Nein, denkt Harald, während der Großvater hüstelt und ihm erneut Kaffee eingießt, versagt haben wir nie bisher, keines der Luftziele ist unseren Augen entgangen, kein Gegner hätte tief in unser Land einfliegen können, und das ist doch das, was wirklich zählt.

Aber würde das für immer so bleiben, wenn sie für immer dieselben blieben? Man munkelte von einem neuen Gerät im Störschutzsystem der Stationen ... Kann ein Berg auf Dauer alle Unsicherheiten der anderen Genossen ausbügeln? Teilt er nicht seine Aufmerksamkeit, wenn er Joschkos Instrumente ebenfalls im Auge haben muß? Der Gegner kommt mit mehrfacher Schallgeschwindigkeit. Wird er zu spät erkannt oder übersehen ...

Harald hat wenig Appetit und schiebt bald den Teller von sich. Der Großvater registriert es mit einem Heben des Kopfes. Zum wiederholten Male sieht er auf die Uhr.

Harald lächelt. Er weiß, diese Uhr besitzt der Großvater schon lange. Sie ist ein Geschenk, das er wie seinen Augapfel hütet. Auf der Rückseite wurde der Anlaß eingraviert: Anläßlich des 20. Jahrestages der Kampfgruppen. Es war Großvaters letzte Parade gewesen, an der er teilgenommen hatte. Auf Anraten der Ärzte mußte er etwas kürzer treten, was ihm merklich schwergefallen war. Ungewohnte Gereiztheit überkam ihn. Die Arbeit in der Gütekontrolle des Werkzeugmaschinenwerkes füllte ihn nicht vollständig aus. So übernahm er im Wohngebiet Funktionen und lief sich für die Belange seiner Mitmenschen die Hacken ab. Einmal hatten Haralds Eltern dem Alten zu Weihnachten eine neue Uhr auf den Gabentisch gelegt. Mit Digitalanzeige. Doch diese Uhr ruhte seitdem in der Anrichte. Die Knopfzelle war längst erschöpft. Gestorben, hatte der Großvater vor einiger Zeit auf die Frage nach dem Verbleib der Uhr geäußert.

„Kommst du mit?" Der Großvater richtet diese Frage wie beiläufig an ihn.

Harald zögert. Bei gutem Wetter saß er zwar gern im Garten, jedoch zu den nötigen Arbeiten verspürte er meist wenig Lust.

„In anderen Jahren waren wir nicht so spät dran. Der lange Winter ... Ein bißchen was tun für den Frühling ..."

Sie gehen. Nach den kalten und schneereichen Tagen der ersten Aprilhälfte wirkt die Luft warm. Auf den Dächern der Vorstadt singen Amseln. Hinter den letzten Häusern beginnt die Laubenkolonie. Nur wenige Leute sind in den Gärten. Manchen ruft der Großvater über den Zaun einen Gruß zu.

Dann verschneidet der alte Ryschka die Rosen, und Harald hört seine wie Monologe wirkenden Erklärungen, fühlt sich nutzlos, schweigt.

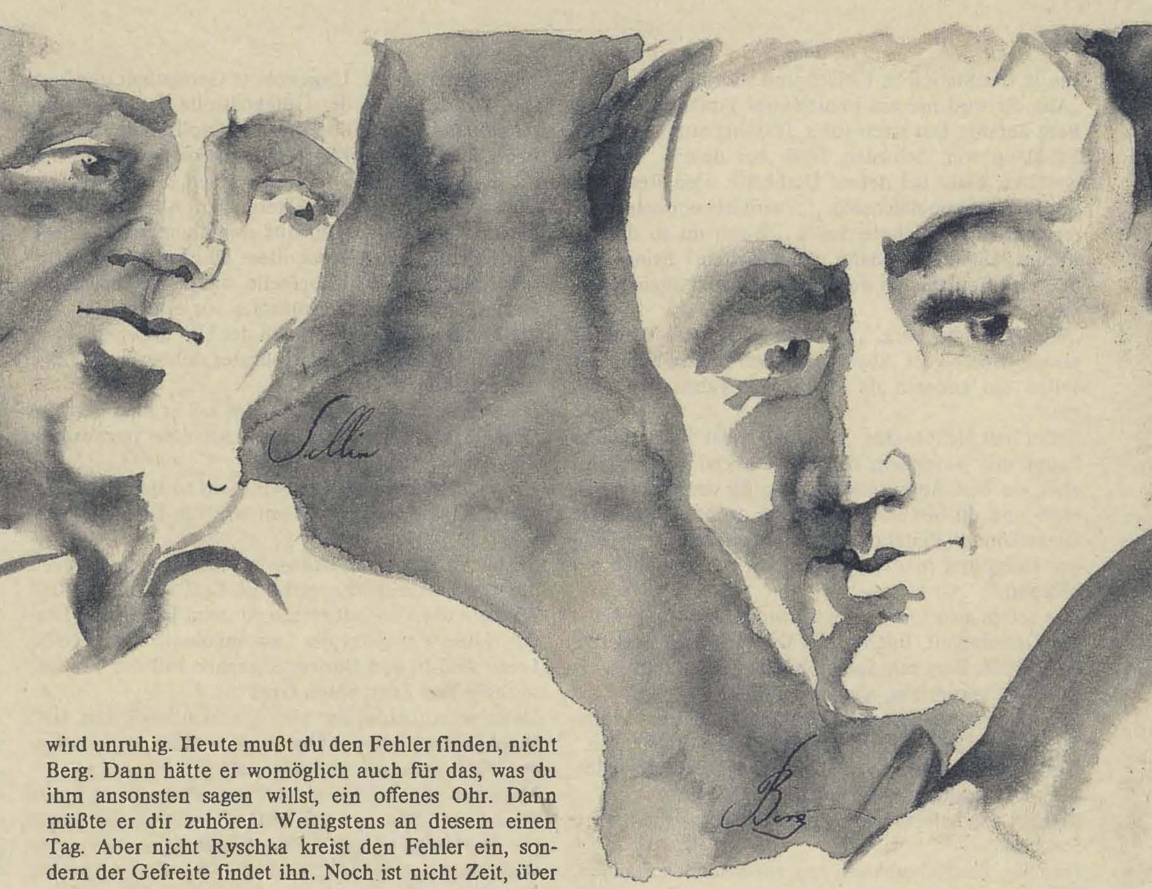
Nachdem die Arbeit beendet ist, setzen sie sich auf die schmale Bank vor der Laube. In aller Ruhe nimmt der Großvater jetzt sein Reich in Augenschein. „Der Kirschbaum faßt nicht", stellt er bekümmert fest. „Weißt du, jeder Garten ist anders. Guck übern Zaun. Beim Nachbarn wächst alles wie von selbst. Aber hier ... Der Boden ist stellenweise zu sehr mit Kies vermischt. Das kriegt man schwer raus." Er nimmt eine Hand voll Erde und zerdrückt sie. Auf seiner schmutzigen Handfläche bleiben einige erbsengroße Steine zurück. „Was hab ich gesagt? Aber", resümiert er, „wie es verschiedene Menschen gibt, so gibt es auch verschiedene Böden. Das ist nun mal so."

„Menschen können sich ändern", wirft Harald altklug ein.

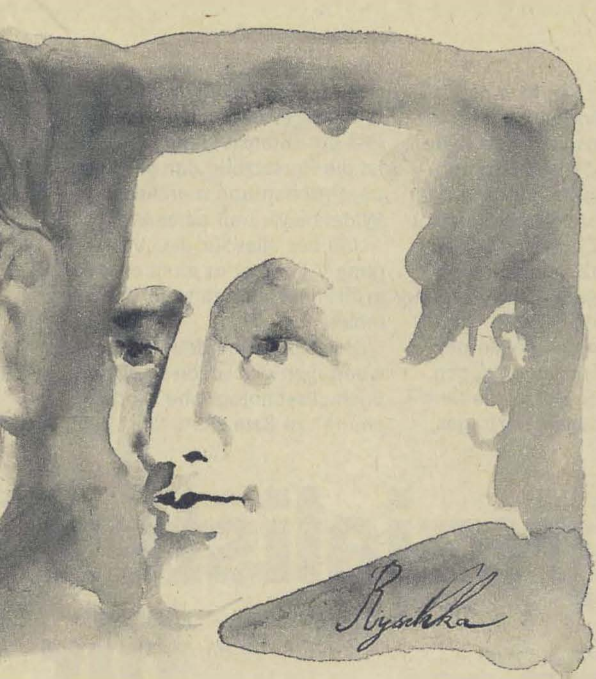
„Menschen ändern sich", bestätigt der Großvater, „aber von heute auf morgen? Diese schönen Illusionen haben wir zum Glück aufgegeben. Schau dir den Garten an. Wenn ich nicht säe und pflanze, mich kümmere und warten kann, wächst nichts."

Obwohl Harald sein Verhältnis zu Berg mit keinem Wort erwähnt hatte, ist ihm, als hätten sie die ganze Zeit über nichts anderes gesprochen. Habe ich gesät und gewartet, fragt er sich. Habe ich versucht, an ihn ranzukommen? Natürlich habe ich das, wieder und wieder ...

Komplexausbildung. Einheiten des Fla-Raketenregiments rollen in die Wälder. Sie beziehen Stellung. Die Soldaten schanzen, schwitzen, fluchen. Dann sind die Funkmeßstationen einsatzbereit. Abgedunkelte Kabinen, Kontrollampen, Signale ... Plötzlich die Einlage, eine Störung: „Station nicht einsatzbereit!" Berg preßt die Lippen aufeinander. Ryschka



wird unruhig. Heute mußt du den Fehler finden, nicht Berg. Dann hätte er womöglich auch für das, was du ihm ansonsten sagen willst, ein offenes Ohr. Dann müßte er dir zuhören. Wenigstens an diesem einen Tag. Aber nicht Ryschka kreist den Fehler ein, sondern der Gefreite findet ihn. Noch ist nicht Zeit, über anderes zu sprechen. Konzentration. Jeder Gedanke an Dinge, die nicht zur Gefechtsaufgabe gehören, könnte ablenken, Sekunden kosten. In jeder vertanen Sekunde flöge ein feindliches Flugzeug weiter in unser Land ein. Verließe sich Joschko nur auf Berg und sähe Berg zu oft zu Joschko, übersähen es möglicherweise beide.
„Gekonnt ist gekonnt", kommentiert Berg die Fehlersuche. „Da helfen kein Nachsitzen, kein Neutsch und auch kein Görlich."
In Ryschka steigt Wut. Mühsam beherrscht er sich. Jetzt keine Antwort. Gib jetzt bloß keine Antwort. Das Ziel auffassen, zwingt er sich, das Ziel auffassen.
„Ziel aufgefaßt", meldet Berg.
Wann ist Zeit für eine Wahrheit? Wie kann man den Boden dafür bereiten? Oder ist bei Berg der Boden von Anfang an verdorben? Unverbesserlich? Unabänderbar?
„Sitzt wie auf Kohlen, ja?" Der Großvater mustert ihn spöttisch. „Bei mir dauerts noch ... Aber wenn du zu deinen Freunden möchtest ..."
„Ich hatte es versprochen", sagt Harald. Doch schon jetzt weiß er, er wird heute niemanden besuchen. Er muß allein sein, nachdenken, zu einem Entschluß gelangen.
Während Harald das Gartenviertel verläßt, gehen ihm die Sätze des Großvaters nicht aus dem Kopf: Welcher Boden ist bei Berg bereitet? Was muß geschehen, um ihn aufnahmebereiter zu machen? „Hör zu", hatte Berg vor kurzem nach dem Polituntericht, in dem über imperialistische Aggressivität gesprochen worden war, gesagt, „hör zu, bevor du mir wegen meines Schweigens vorhin wieder mit deinen Losungen kommst. Mein Vater leitet ein Institut. Dort werden Technologien entwickelt, die brächten jeden Japaner ins Grübeln. Soll so ein Mann, der ein bißchen mehr auf der Pfanne hat als jeder beliebige Abteilungsleiter in einem Betrieb, seine Zeit auf politischen Versammlungen vergeuden? Soll er zu jedem und allem Stellungnahmen verfassen, sich mit jeder Tagesaktualität herumschlagen, nur um dem üblichen Bild eines Leiters zu entsprechen? Der hält bewußt manche Dinge von sich fern, weil er sonst nämlich auf dem Gebiet, das uns den Nutzen bringt, ziemlich ins Hintertreffen geriete. So ist das. Und ihr wollt hier laufend an mir herumerziehen, mich agitieren. Im übrigen überlegt endlich mal, ob ihr nicht die Blinden seid. Ich bin in den Sommern vor der Fahne durch die Welt gekommen. Mit dem Daumen am Straßenrand. Nicht mit Papis Wagen, wie ihr vielleicht vermutet. Und ich habe am Schwarzen Meer Leute aus aller Herren Länder getroffen. Von denen wollte mir keiner ans Leben."
„Sieh an", hatte Sellin geantwortet, „sieh einer an, jetzt verkündest du deine Wahrheiten. Das ist echter Mut. Sind wir und die Vorgesetzten so sehr unter deinem Niveau, daß du glaubst, deine Perlen unter die



Säue zu werfen, wenn du an jedem Ort zu deiner Meinung stündest?"
„Es gibt eine Norm", hatte Berg entgegnet, „eine allgemein übliche Norm für bestimmte Ansichten. Verstößt du dagegen, wirbelst du unnötig Staub auf, bist du für manche plötzlich nur noch die Hälfte wert. Warum sich also das Leben unnötig schwer machen? Warum diese Norm nicht als gegeben hinnehmen und trotzdem ein bißchen weiter denken als üblich?"
„Weiterdenken..." Harald war der Kragen geplatzt. „Weiterdenken", echote er nochmals. „Du denkst also weiter als wir? Deine Gedanken sind automatisch die richtigen Gedanken? Mensch", er suchte nach einem Beispiel, atmete heftig, „Mensch du, Vietnam wollten sie in die Steinzeit zurückbomben. Hättest du einen dieser Piloten vorher an deinem Schwarzmeer getroffen, der hätte dir auch auf die Schulter geklopft und nicht sofort das Messer gezogen..."
„Damals", schnitt Berg ihm gelassen das Wort ab, „das war damals. Inzwischen haben wir sogar Verträge mit deinen Imperialisten." Und bevor Harald zu einer Entgegnung ansetzen konnte, hatte der Gefreite das Handtuch genommen und das Zimmer verlassen...
Harald findet keinen Blick für die vormittägliche Stadt, treibt dahin, geht ziellos.
Ist das auf Dauer alles nur unter uns zu klären? Müßte man nicht endlich vor dem ganzen Zug Klartext reden?
Später, in einem Cafe, in das er sich lustlos setzt, beginnt er, Argumente zu formulieren, in Gedanken genau zu benennen, worum es geht, worum es eigentlich allen gehen müßte. Kein Mißverständnis darf möglich sein. Kein Gedanke daran, daß es sich womöglich um eine private Auseinandersetzung handeln könne. Und Berg müßte zuhören. Kein Handtuch läge bereit, kein Griff zur Türklinke wäre möglich.
Harald baut in sich das Bild der Genossen seines Zuges auf, sieht sich nach vorn gehen, sprechen... Gegensätzliche Charaktere an sich verhindern die Erfüllung einer Aufgabe nicht, es sei denn, sie beginnen in entscheidenden Situationen die Gegensätze auszutragen... Er sieht sich Luft holen, sieht Berg zusammenzucken, aufmerksam werden. Er hört sich fortfahren: Gefährlicher wird es schon, wenn Funkmeßortung nur als technisches Spiel für hohe Intelligenz angesehen und der Zweck, dem sie dient, nicht erkannt wird. Es reden doch alle jetzt ganz vernünftig vom Frieden... Wenn dieses Gefühl vorherrschte, würden wir vielleicht irgendwann, wenn der Reiz der modernen Technik schwände, nicht mehr allzu angestrengt auf die Tableaus blicken, kämen eines Tages möglicherweise nicht nur angenommene Luftziele bis tief in unser Gebiet.
Oder denken wir uns folgendes: Jemand hält einen anderen bewußt in Abhängigkeit, bestätigt die Unkenntnis des anderen durch den Glauben an eigene Unfehlbarkeit; wird dieser eine stets alle Fehler des anderen wettmachen können?
Harald verliert den Faden. Nicht alles hat er bisher zu Ende gedacht. Und es wachsen Zweifel in ihm. Ist dies nicht wiederum nur die Sprache, die Berg von ihm erwartet, bei der er abschaltet?
„Was darfs denn sein?"
Harald bestellt Kaffee. Ein wenig Selbstmitleid mischt sich in seine Gedanken. Warum grübelst du dir den Urlaub kaputt? Hast du überhaupt den nötigen Überblick, wie ihn Zug- oder Gruppenführer haben? Wenn sie es für richtig halten, werden sie einschreiten. Also, lieber Ryschka, kann sein, du bauschst auf. Doch andererseits, die Vorgesetzten leben nicht Tag und Nacht inmitten der Kollektive, erfahren manche Auseinandersetzung nur indirekt oder gar nicht. Wie können sie da in jedem Fall sofort und richtig eingreifen? Und zählen für sie nicht in erster Linie meßbare Ergebnisse, Leistungen? Wenn sie stimmen, stimmt dann für manche nicht gleichzeitig auch alles andere?
„Ihr Kaffee." Die blonde Serviererin gießt die Tasse voll und kassiert sofort.
Am Nachmittag, in seinem Zimmer, als er die aufgestörten Gedanken mit lauter Musik betäuben will, stellt sich Harald die verbleibenden Stunden bis zum morgigen Urlaubsende vor. Der Abend mit den Eltern. Vielleicht vor einer Flasche Braunem. Vielleicht vor dem Fernsehgerät. Vielleicht vor den wiederkehrenden Bildern von Hausruinen und Toten, vor verstümmelten Frauen und Kindern. Die spielte kein Spielfilm fort, wie auch die Grübeleien der vergangenen Stunden kein Weinbrand, keine Musik vergessen machen konnte.
Er schaltet den Recorder aus, steht auf, läuft unschlüssig zur Tür und zurück. Wie mochte Berg die Nachricht von diesem Luftüberfall aufnehmen? Sein nach jenem Politunterricht geäußertes „Damals, das war damals", ist es nicht nach dieser Nacht hinfällig geworden? Aber er sieht wieder das alte Bild: Bergs

Fortsetzung auf Seite 38

Spezialisten für

Gewöhnlich lassen führende Militärs der Bundeswehr kaum eine Gelegenheit aus, um ihre imperialistische Streitmacht im rechten Licht erscheinen zu lassen und auch sich selbst in der Öffentlichkeit zu produzieren. Wollen sie eine bestimmte Thematik aber vor eben dieser Öffentlichkeit fernhalten, muß etwas faul daran sein.

In Tübingen ist 1983 das NATO-Standardwerk „Psychologische Mobilmachung" erschienen. In ihm kommt auch ein Oberst aus dem Verteidigungsministerium der BRD zu Wort, unter anderem mit diesem Bekenntnis: „Wissen Sie, am liebsten möchten wir gar keine Berichterstattung über PSV-Themen." Grund genug also, um sich gerade damit zu beschäftigen. Denn: Weshalb soll die PSV im Dunkeln bleiben? Was stellt sie eigentlich dar? Und welche Aufgaben hat sie?

PSV ist das Kürzel für Psychologische Verteidigung, kennzeichnet mithin auch die Aufgabe spezieller Bundeswehreinheiten. Jedoch schon der Name an sich ist eine Lüge. Übrigens wurde er erst im Mai 1970 eingeführt. Unter dem Einfluß der Entspannungspolitik in dieser Zeit wurde bewußt eine Bezeichnung gewählt, die den eigentlichen Charakter besagter Spezialeinheiten in der Öffentlichkeit verharmlosen und verschleiern soll. Denn zuvor hieß es PSK = Psychologische Kampfführung. Das war treffender, weil auf den wirklichen Zweck weisend. Ein neuer Name wurde gesucht und gefunden, geblieben indes ist der alte Zweck – ein aggressiver, der mit Verteidigung nichts zu tun hat.

Hellen wir das von Bundeswehr-Militärs gewollte Dunkel auf. Erhellen wir also die Geschichte dieser Truppe für die psychologische Kampfführung.

Alles begann, als sich die Bundeswehr noch im Aufbau befand. Anfang der 50er Jahre gingen reaktivierte Offiziere der faschistischen Wehrmacht daran, gezielt Erfahrungen der Massenmanipulierung aus dem zweiten Weltkrieg zu nutzen. So kam es, daß schon zwei Jahre nach Aufstellung der Bundeswehr die „neue Waffengattung" ins Leben gerufen werden konnte. 1957 gab der damalige BRD-Verteidigungsminister F. J. Strauß den Startschuß: Es werden Spezialeinheiten für die psychologische Kampfführung (PSK) aufgebaut!

Die Strategen des neuen psychologischen Feldzuges gegen den „äußeren Feind" – die Staaten des Warschauer Vertrages – sowie gegen alle „inneren Feinde" gingen nämlich davon aus, daß man mit entsprechenden Methoden Menschen im Sinne eigener aggressiver Ziele manipulieren könne. „Das Fühlen, Denken und Wollen der Menschen ist zu allen Zeiten beeinflußbar gewesen. Dabei kommt der angewandten Psychologie zentrale Bedeutung zu", formulierte ein führender Theoretiker der Bundeswehr für die psychologische Kampfführung, der Leitende Regierungsdirektor in Bonn Dr. phil. Kurt Klein, den Grundgedanken der PSK.

Pardon, der PSV, wie es neuerdings so schön harmlos heißt. Harmlos? Ja, so soll sie erscheinen, die sogenannte psychologische Verteidigung. Indes, das Organ der SS-Nachfolgeorganisation HIAG, „Der Freiwillige", traf im Juli 1986 eine bemerkenswerte Einschätzung: „Der Zweck einer offensiv geführten PSK (im Frieden) ist es, den eigenen Willen einem anderen Volk gegenüber ohne Waffengewalt durchzusetzen, dabei dieses andere Volk so zu beeinflussen, daß es nicht oder nicht mehr bereit ist, sich dem Willen des mit psychologischen Mitteln Angreifenden mit allen Kräften zu widersetzen. Wie im heißen Krieg kommt es auch bei der PSK darauf an, beim Gegner ‚Schwachstellen' zu finden, in denen ‚Einbrüche' rasch erzielt und ausgeweitet werden können. Ziel der offensiv geführten PSK ist die Zersetzung der geistigen, psychischen und moralischen Widerstandskraft eines Volkes."

Und das alles für die „Verteidigung"? Eher ist es wohl eine Angriffskonzeption mit reaktionärem Inhalt.

Dies wird noch deutlicher, wenn man das schon erwähnte Buch „Psychologische Mobilmachung" zu Rate zieht. Dort heißt es nämlich: „Adressat von PSV sind äußerer Feind und eigene Bevölkerung gleichermaßen. Dabei wird davon ausgegangen, daß die Bedrohung vom Kommunismus ausgeht, den es demgemäß zu bekämpfen gilt. Jeder, der einzelne Elemente der Sicherheitspolitik der Bundesregierung in Frage stellt und/oder zur Zusammenarbeit mit Kommunisten bereit ist, gilt als innerer Feind. Funktion der PSV ist deshalb nach innen und außen die Bekämpfung des Kommunismus, und entsprechend ist Antikommunismus ihr Inhalt."

Damit hätten wir bereits eine erste Antwort, warum über die psychologische Kampfführung so wenig wie möglich an die Öffentlichkeit dringen soll. Zugleich ist auch erklärbar, weshalb die Bundeswehrführung den anfänglichen Aufbau wie späteren Ausbau der „neuen Waffengattung" unter ihre besondere Obhut nahm.

Schlag auf Schlag ging es nach 1957 weiter. 1959 wurde die sogenannte Radio-Kompanie 993 aufgestellt. Anfangs in einem Hotel im Luftkurort Rengsdorf im Westerwald untergebracht, später in Dietz an der Lahn, ist sie seit



PRESSE-Rundschau

für di… ten Organe

„Presse-Rundschau" für die Bewaffneten Organe. Herausgegeben von der Unabhängigen Presse-Korrespondenz (UPK). Verantwortlich: Adolf Höhnchen, Hanau/Main, Rhönstraße 21

Mitteldeutsche Arbeiterzeitung
Für die Angehörigen der bewaffneten Organe
Herausgegeben und verantwortet von: Hans-Erich Runkel, 435 Recklinghausen, Scheffelweg 11. Bitte achten Sie bei evtl. Zuschriften auf Ihre Sicherheit. Vermeiden Sie Ihren Briefkasten-Leerungsbezirk und geben Sie nichtexistierenden Absender an.

AUSGABE NR. 1 1962

Feuerschiff

INFORMATIONSBLATT FÜR DIE VOLKSMARINE UND HANI

Volks-armee

INFORMATIONSBLATT FÜR DIE NATIONALE VOLKSARMEE

Kopfschüsse

1962 in Andernach am Rhein stationiert. 1960 wurde eine „Lehrgruppe für psychologische Kampfführung" gegründet, die die Methoden und Grundsätze der PSK „wissenschaftlich erforschen und später auch lehren" sollte, wie betont wurde. Bereits im April 1961 fand der erste Lehrgang statt. Als „Schule für psychologische Kampfführung" wurde die Lehrgruppe 1965 institutionalisiert: Sie zog zugleich in

Hetzschriften nach PSK-Machart, die mit Ballons tief in die DDR befördert wurden.

Mit diesem Mehrfachraketenwerfer 110 mm SF können Flugblattraketen auf eine Entfernung bis zu 20 km verschossen werden.

das ehemalige Franziskanerkloster in Euskirchen ein, das sich 30 Kilometer westlich von Bonn befindet. Mittlerweile ist sie in das nahegelegene Waldbroel verlegt worden.

Fast zwei Jahrzehnte lang waren die „Spezialisten für Kopfschüsse", wie sie sich selbst nennen, die „einzigen Bundeswehrangehörigen, die jemals echte ‚Feindberührung' hatten. Bis Mitte 1972 schickte die PSV-Truppe mit Ballons Flugblätter und Flugzeitungen in die DDR". So offenbarte 1984 die BRD-Zeitschrift „Loyal" den wahren Charakter dieser Truppe. Aber nicht allein gegen uns ging es und geht es. Das PSK-Bataillon 1 nahm an der Rundfunkdiversion gegen die Ungarische Volksrepublik teil. Kriegsmäßig entfaltet wurden PSK-Einheiten im Jahr 1968; in Bayern an der Grenze zur ČSSR stationiert, strahlten sie über mehrere Monate Diversionssendungen gegen die Bevölkerung und die Streitkräfte der ČSSR aus. Gesendet wurde als „Freier Rundfunk der Tschechoslowakei", „Freier Rundfunk Böhmens" und „Sender Nr. 7".

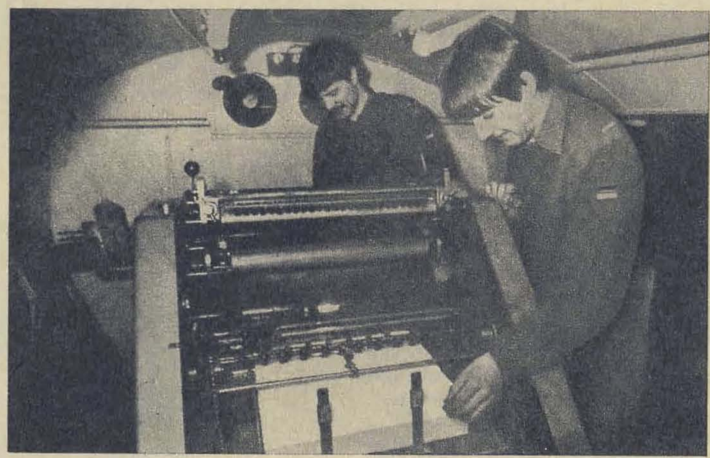
Was in die sozialistischen Länder per Ballon und Flugblatt eingeschleust wurde, nannte die „Süddeutsche Zeitung" einmal „gedruckte Werbepsychologie". Tatsächlich waren es jedoch Hetzschriften bösartigster Machart. Sie sollten den Boden bereiten für Aufweichung und für direkte Aktionen. Wie eine solche „gedruckte Werbepsychologie" aussieht? Die USA-Militärzeitung „The Stars and Stripes" gibt eine Antwort: „Gedruckt in Russisch, Tschechisch, Polnisch und Deutsch, beinhalten die Flugblätter einfache Texte und Illustrationen, z. B. daß NATO-Panzer sowjetische Truppen überrollen und eine riesige NATO-Faust einen roten Stern mit Hammer und Sichel darauf zerschlägt."

Wie oft hat man über das Instrumentarium dieser Kopfschuß-



Mobile Großlautsprecherstation der PSK-Bataillone mit einer Sendeleistung von 200 W und einer Reichweite von mehr als 1,5 km.

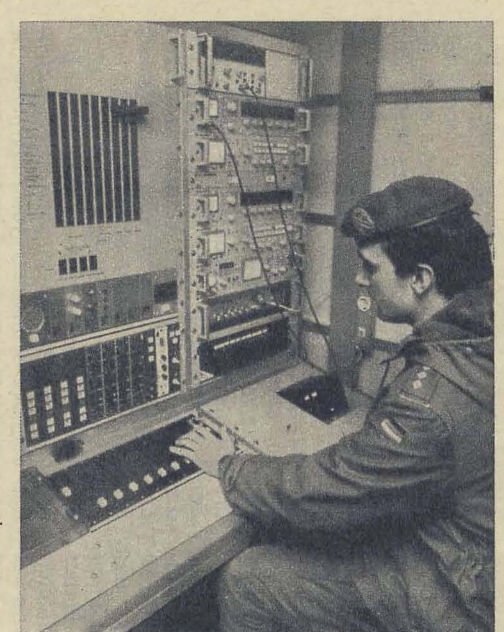
Auf dieser Offsetrotationsmaschine der mobilen PSK-Druckerei können stündlich bis zu 70 000 Hetzschriften hergestellt werden.



Spezialisten den Zusammenbruch der DDR und der anderen sozialistischen Staaten „prophezeit". In Wirklichkeit trat aber etwas ganz anderes ein, was diese Herren mit ihren antikommunistischen Scheuklappen nicht „voraussehen" konnten: Die DDR brach ebensowenig zusammen wie die anderen sozialistischen Staaten. Im Gegenteil. Das internationale Kräfteverhältnis veränderte sich zugunsten der Kräfte des Friedens und des Fortschritts. Folge: Die Politik der Entspannung konnte in der internationalen Arena durchgesetzt werden. Und dies führte auch dazu, daß die Bundeswehrführung Anfang der siebziger Jahre gezwungen wurde, ihren PSK-Diversionskurs zu ändern. Als erstes mußten 1972 – nach der Unterzeichnung des Grundlagenvertrages zwischen der DDR und der BRD – PSK-Einheiten die unmittelbaren subversiven Handlungen gegen den ersten Arbeiter-und-Bauern-Staat auf deutschem Boden einstellen. Dies betraf Rundfunksendungen wie Ballonaktionen.

Allerdings – und dies sollte nie aus dem Auge verloren werden – bezog sich das nur auf Erscheinungsformen. Denn am aggressiven Wesenszug der psychologi-

Innenansicht eines mobilen PSK-Senders.



„Radio Bundeswehr" ist ein PSK-Sender, der nur in „Krisen oder im Krieg" sendet, dessen Mitarbeiter aber täglich Probesendungen machen.



schen Kampfführung hat sich nichts geändert. Auch nach 1972 ist das Instrumentarium weiter ausgebaut und vervollkommnet worden – für den angestrebten NATO-„Tag X". Die PSK-Einheiten sind jederzeit in der Lage, ihre subversiven Flugblatt-, Lautsprecher- und Rundfunkaktionen wieder aufzunehmen. Statt der „direkten Feindberührung" finden nunmehr „Planspiele" und Übungen statt; natürlich, wie in Bundeswehrpublikationen betont wird, „unter kriegsmäßigen Bedingungen".

Nicht umsonst sind Anfang der 80er Jahre im Rahmen der sogenannten vierten Heeresstrukturreform die PSK-Einheiten so umgegliedert worden, daß sich ihr Diversionspotential faktisch verdoppelt hat. Nicht umsonst ist die Einsatztechnik modernisiert worden. Die Offsetrotationsmaschine der mobilen PSK-Druckerei ist nun in der Lage, stündlich bis zu 70000 solcher Hetzschriften zu drucken, wie sie von der USA-Militärzeitung beschrieben worden sind. Neu eingeführte Mehrfachraketenwerfer 110 mm SF der Divisions-Raketenartilleriebataillone können Flugblattraketen verschießen. Jedes der beiden PSK-Bataillone – das PSK-Bataillon 800 in Clausthal-Zellerfeld und das PSK-Bataillon 850 in Andernach – hat sowohl einen weitreichenden Diversionssender als auch eine Druckereikompanie und zwei Lautsprecherkompanien. Seit jüngster Zeit verfügen die PSK-Bataillone nach Angaben der in Wien erscheinenden Militärzeitschrift „Truppendienst" auch über Panzerabwehrlenkraketen Milan sowie 40-mm-Flak.

Von ihren ersten Anfängen bis heute haben sich die Einheiten der psychologischen Kampfführung immer mehr zu einer fast schon eigenständigen Waffengattung entwickelt, die in die Territorialstreitkräfte der BRD integriert ist. Die PSK-Waffen schießen zwar nicht laut, sind darum aber nicht minder gefährlich. Es sind Waffen für eine Front, in der eben nur Kopfschüsse zählen. Es sind zudem Waffen, bei derem Einsatz jede Schandtat nicht nur erlaubt, sondern regelrecht erwünscht ist. In der „Psychologischen Mobilmachung" wird das unverblümt gefordert: „Die Grenzen zwischen ‚fairen' und ‚unfairen' Kampfmitteln, zwischen Tapferkeit und Hinterhältigkeit verschwimmen; kaum irgendwo sonst ist die überkommene Soldatenmoral vergleichbaren Anfechtungen ausgesetzt wie bei der Psychologischen Kriegsführung. Erlaubt ist, was wirkt – was zählt, ist allein der militärische Erfolg."

Und daß dabei Lügen, Verdrehungen und Hetze zum Waffen-Arsenal gehören, daß der Begriff Verteidigung nur die für die Öffentlichkeit bestimmte Umschreibung für Angriff ist, gehört in den Augen der PSK-Oberen zum Diversions-Einmaleins. Aber eben das ist nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Der Bundeswehr-Oberst wußte schon, warum er „am liebsten gar keine Berichterstattung über PSV-Themen" möchte ...

Text: Rainer Ruthe
Bild: Archiv

Susanne Kandt-Horn, Das gerechte Urteil des Paris, Lithografie, 1985

Wer hat nicht die Geschichte des Paris gehört, der als Hirte auf dem Berg Ida lebte und von den drei Göttinnen Hera, Athene und Aphrodite besucht wird. Er sollte der Schönsten einen Apfel als Siegespreis zuerkennen. In der griechischen Mythologie vergibt Paris ihn an Aphrodite, weil sie ihm Helena, die schönste Frau, versprochen hat. Und damit nimmt das Unheil seinen Lauf. Helena ist die Frau des spartanischen Königs Menelaos. Paris entführt sie mit Aphrodites Hilfe. Diese Entführung wurde zum Anlaß für den Trojanischen Krieg. Den Zweikampf mit Menelaos überlebt Paris mit Unterstützung von Aphrodite, aber letztendlich wird er von einem vergifteten Pfeil verwundet und stirbt, weil ihm seine Frau, die er Helenas wegen verlassen hatte, ihre Heilmittel versagt. Der Apfel der Eris, der Göttin der Zwietracht, und das Urteil des Paris waren Ausgangspunkt für einen verheerenden Krieg und viel menschliches Leid.

Der Paris, den die in Ückeritz auf der Insel Usedom lebende Künstlerin Susanne Kandt-Horn auf ihrer Lithografie darstellt, hat einen ganz anderen Charakter. Er versucht nicht eigennützig für sich allein die Schönste zu gewinnen, er trifft ein gerechtes Urteil. Und die drei Grazien wissen es zu schätzen. Schön sind alle drei, sie zeigen es freimütig und selbstbewußt. Alle drei beschenkt er reich aus seinem vollen Korb. Jede erhält ihren Apfel ohne Vorrang, ohne Mißgunst, ohne Neid. Nicht ein Krieg entsteht aus den Folgen der Entscheidung; Harmonie, Übereinstimmung, Freude und Frieden sind das Resultat.

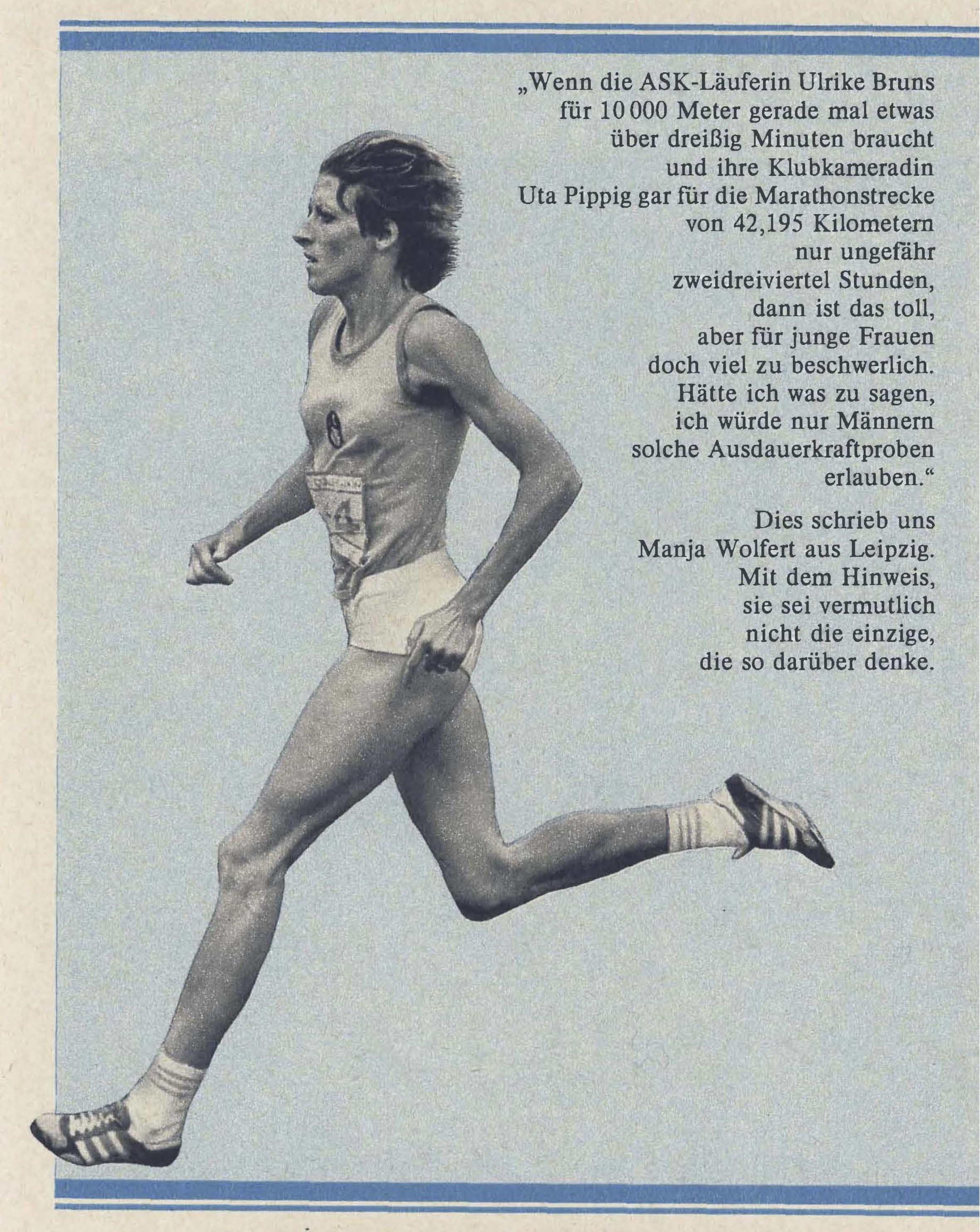
Die Künstlerin erfand einen klaren Aufbau des Bildes, um diesen Ausdruck zu erreichen. Die vier menschlichen Figuren bilden eine Kreisform, sie gehören zusammen, ruhen in sich, sind jedoch auch dem Betrachter zugewandt und beziehen ihn ein. Die innere Ruhe und Gelassenheit teilt sich ihm mit. Sie kommen von verschiedenen Kontinenten. Man vermeint eine Afrikanerin, eine Asiatin und eine Europäerin zu erkennen. Der junge Mann könnte von den karibischen Inseln sein. Ich fühle mich an die Ode an die Freude erinnert: „... alle Menschen werden Brüder ...“.

Das „gerechte Urteil des Paris“ wird als Motiv genutzt, um eine umfassendere Aussage zu treffen. Dieser Anspruch ist typisch für das Schaffen von Susanne Kandt-Horn. In ihren Gemälden und Grafiken fühlt sie sich immer dem Frieden und Humanismus verpflichtet. Die 1914 in Eisenach geborene Künstlerin hat durch den Krieg persönlich schlimmes Leid erfahren. Mit großer Verantwortung reagiert sie als Künstlerin auf die aktuellen Ereignisse unserer Zeit, um solches Leid künftig verhindern zu helfen. Sie hat die Mütter Vietnams mit ihren Kindern gemalt und den von der Reaktion ermordeten Martin Luther King im Kreis seiner Familie. Sie bezieht entschieden Position gegen Rassendiskriminierung und Apartheid, sie ruft zur Solidarität mit den Volksbefreiungsbewegungen auf, sie stellt sich an die Seite der um ihre Freiheit kämpfenden Völker. Immer wieder nimmt sie ihre humanistische Verantwortung als Künstler ihrer Zeit wahr. Dabei hat sie einen ganz eigenen, monumentalen Stil gefunden und eine eigenwillige Formsprache entwickelt. Ihre Werke sind durchdrungen von mütterlicher Liebe und Sehnsucht nach Frieden, sie tritt ein für menschliche Würde und Gleichheit aller Menschen unserer Erde, für die gegenseitige Achtung und Solidarität.

Es ist erregend, das bisherige Gesamtwerk der Künstlerin zu betrachten. Sie porträtierte Zeitgenossen in vielfältiger Form, Mädchen in der Gärtnerei, Sportler, Künstler, Politiker. Sie malte wunderbare, in sich geschlossene, streng gebaute und doch ungeheuer lebendige Landschaften und Stilleben, und sie schuf eine Vielzahl überzeugender thematischer Bilder in einer symbolhaften, beziehungsreichen und dennoch schlichten Ausdrucksweise. Es gäbe noch viel über diese Künstlerin zu sagen. Ich hoffe, daß die Betrachter dieser Grafik die Botschaft der Susanne Kandt-Horn mit Freude aufnehmen und etwas von der Sehnsucht nach Schönheit, Harmonie, Geborgenheit und Lust verspüren.

Text: Dr. Sabine Längert





„Wenn die ASK-Läuferin Ulrike Bruns für 10 000 Meter gerade mal etwas über dreißig Minuten braucht und ihre Klubkameradin Uta Pippig gar für die Marathonstrecke von 42,195 Kilometern nur ungefähr zweidreiviertel Stunden, dann ist das toll, aber für junge Frauen doch viel zu beschwerlich. Hätte ich was zu sagen, ich würde nur Männern solche Ausdauerkraftproben erlauben.“

Dies schrieb uns Manja Wolfert aus Leipzig. Mit dem Hinweis, sie sei vermutlich nicht die einzige, die so darüber denke.

LANGE STRECKEN –



AR bat Oberstleutnant MR Dr. sc. med. Ulrich Pahlke, Facharzt für Sportmedizin beim Armeesportklub Vorwärts Potsdam, um Aufschluß.

Ausdaueranforderungen – grob unterteilt in Kurzzeitausdauer von 45 Sekunden bis 2 Minuten, Mittelzeitausdauer von 2 bis 10 und Langzeitausdauer über 10 Minuten – sind durchaus und gerade etwas für Frauen. Eine Ansicht, die einst allerdings kaum Freunde fand. Es gab ja eine Zeit, da Frauensport als unsittlich und anstößig verpönt war. Auch Mediziner warnten nahezu einhellig vor Ausdauerbelastungen des weiblichen Organismus. Ausdauer galt als höchst gefährlich. Eigentlich verwunderlich, mußten doch bis hinein ins erste Viertel unseres Jahrhunderts die Frauen der „niederen Klassen", gleich welchen Lebensalters, fast ausnahmslos schwerste körperliche Arbeit bis zu 16 Stunden täglich verrichten.

Dennoch schien der erste olympische Ausdauerwettbewerb für Frauen den konservativen Skeptikern recht zu geben: 1928 in Amsterdam endete der 800-m-Lauf der Damen mit einem Fiasko. Zu viele schlecht vorbereitete Athletinnen taumelten erschöpft ins Ziel, und die Zuschauer waren entsetzt. Nicht so die Aktiven. Ihre kühnsten Vertreterinnen wagten sich sogar – verkleidet – an den Start des schwersten aller Läufe, zum Marathon. Er ist seit 1984 olympische Disziplin nun auch für Frauen. Sie haben sich durchgesetzt. Das ist erfreulich und ohne Einschränkungen sportmedizinisch vertretbar. Warum?

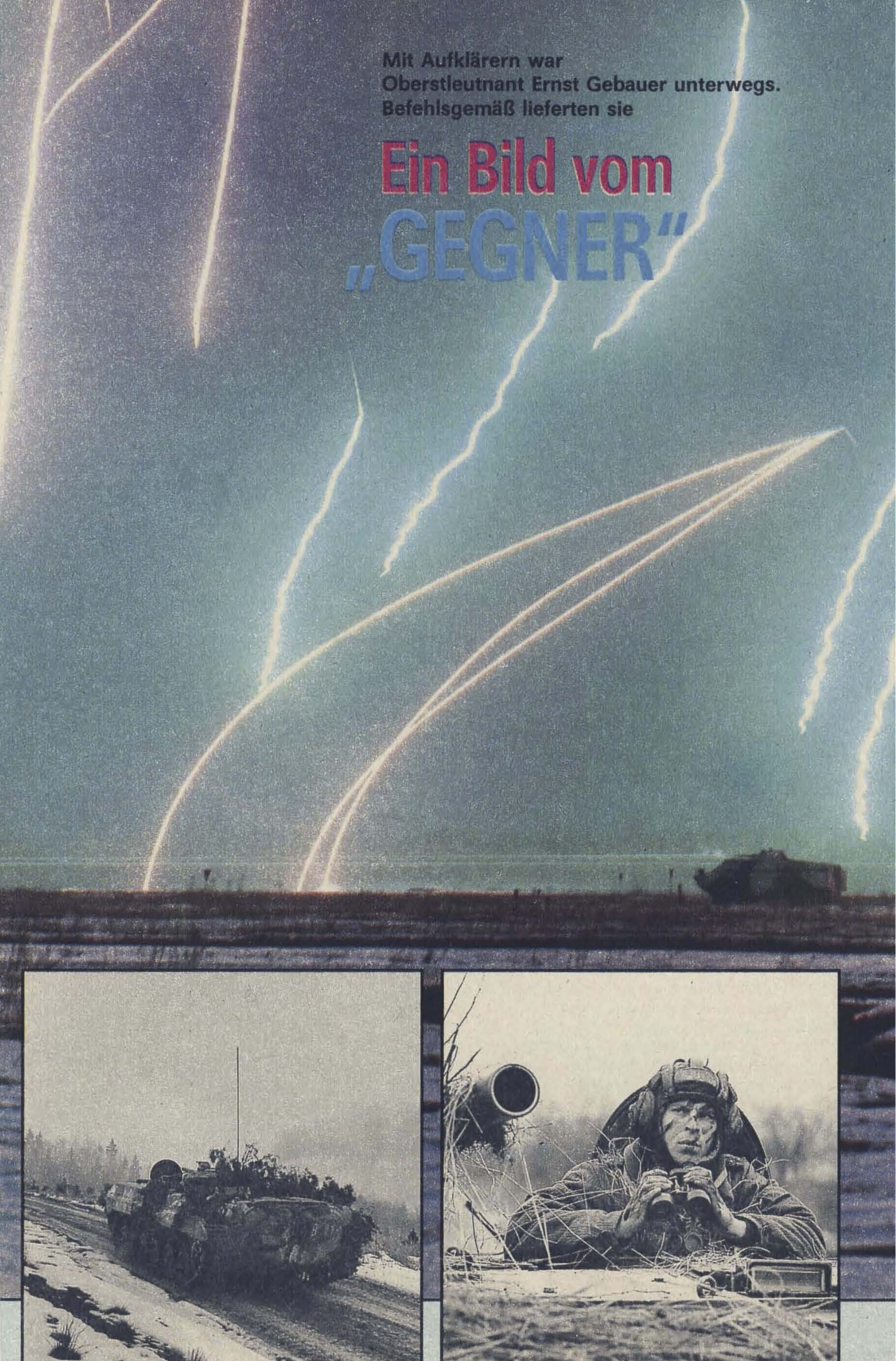
Die biologischen, vor allem die hormonellen Leistungsvoraussetzungen des weiblichen Organismus betonen im Vergleich zu denen des männlichen besonders die Wirtschaftlichkeit. Wie ist das zu verstehen? Langzeitausdauerbelastungen fördern allgemein die Stabilität des Herz-Kreislauf- und des Lungensystems; sie sichern eine Art „Schongang" des Herzens für die restliche Zeit des Tages. Ausdauertraining vermehrt das Blutvolumen, kräftigt Herz und Lunge, Skelettmuskulatur sowie Binde- und Stützgewebe. Es optimiert und reguliert die Stoffwechselabläufe und beugt somit – ausgeprägter bei der Frau als beim Mann – Herz- und Kreislauferkrankungen vor. Ein nächster Vorteil: Langzeitausdauertraining, das seinem Charakter nach „lang und langsam" ist, regt den Fettstoffwechsel an. Die fettfreie Körpermasse der Frau ist bekanntlich geringer als die des Mannes, und ihr Fettstoffwechsel ist stärker ausgeprägt. Deshalb ist eine Frau auf Ausdauerleistung geringer Intensität gut eingestellt. Hinzu kommt: Die Frau ist leichter als der Mann, sie überfordert also auch weniger ihren Stützapparat. Und das ist eine vorzügliche Voraussetzung für Ausdauerbelastungen.

Geschlechtsunabhängig fördern Ausdauerübungen die Verfügbarkeit stimmungsaufhellender, schmerzlindernder Substanzen im menschlichen Organismus. Jeder, der Ausdauerübungen betreibt, kennt und schätzt jenes runners high – des Läufers Hochgefühl. Der Ausdauertrainierte erlebt das Phänomen der sogenannten Kreuzanpassung: Der Aktive vermag es, besser als ein Untrainierter Streß zu ertragen, Krankheiten abzuwehren, Hitze oder Kälte, Lärm oder andere extreme Einflüsse auf das körperliche und geistige Befinden zu verkraften. Die Quintessenz: Frauen sind Ausdaueranforderungen in besonderem Maße zugänglich. Ihnen passen sie sich gewöhnlich besser an als Männer. Freilich nicht im Handumdrehen. Ausdauervermögen ist durch regelmäßiges, diszipliniertes Training zu erwerben und solcherart lebensbegleitend zu erhalten. Und was da unsere Uta Pippig und Ulrike Bruns betrifft – beide Frauen sind laufsporttalentierte, im Hochleistungstraining befindliche Spitzenkönnerinnen auf der Lang- oder Mittelstrecke. Das ist zu beachten.

Dennoch halte ich – angesichts der Tatsache, daß die lange Strecke nicht schlimm, sondern gut für Frauen ist – dies für untersuchenswert: Widmen sich heute und hierzulande bereits ebensoviele oder gar mehr Mädchen und Frauen als Jungen und Männer dem Ausdauersport? Fordern die Lehrpläne unserer Ober- und Betriebsschulen Mädchen wie Jungen gleichlange Cross- oder Rundenkurse ab? Einfach Spitze, wenn's schon allerorts so wäre ...

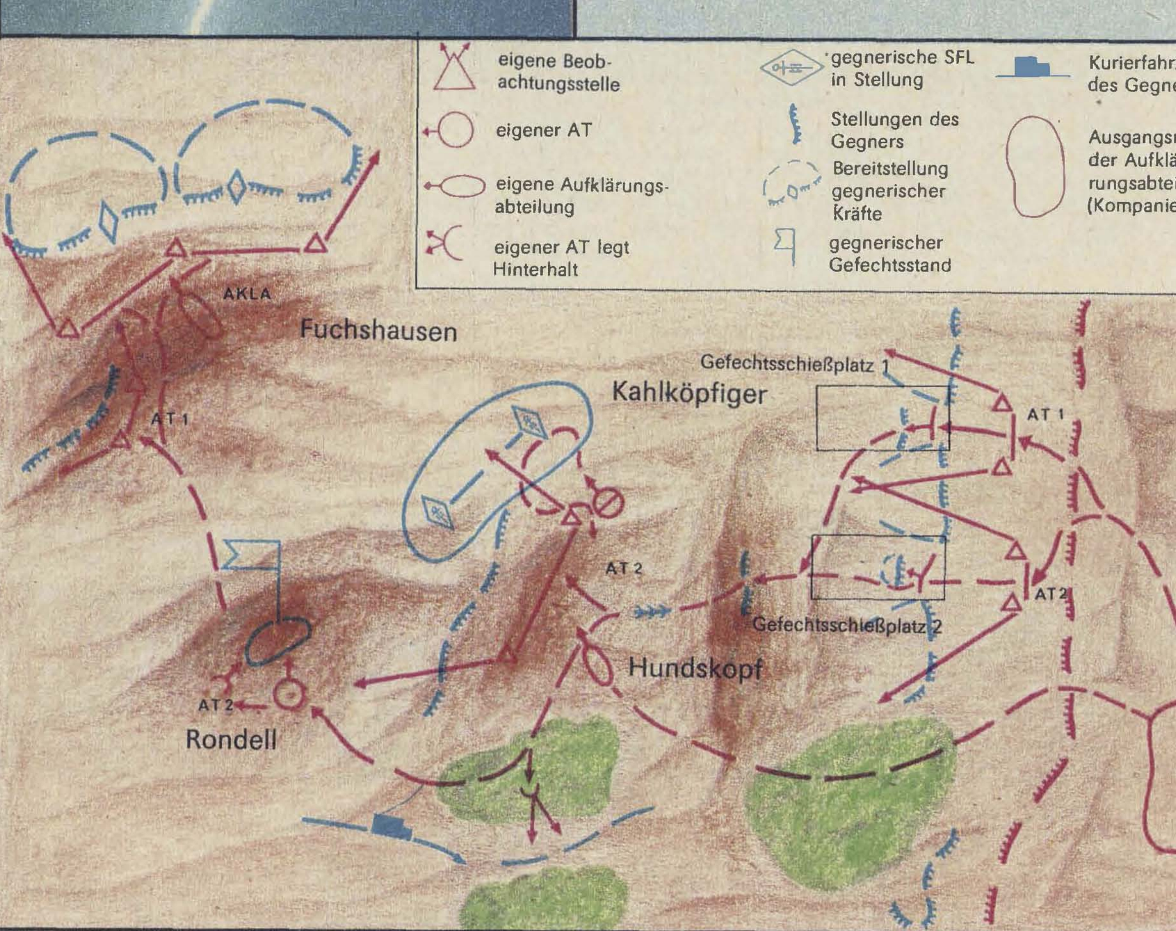
Bild: Manfred Uhlenhut (1), privat (1)

SCHLIMM FÜR FRAUEN?



Mit Aufklärern war
Oberstleutnant Ernst Gebauer unterwegs.
Befehlsgemäß lieferten sie

Ein Bild vom „GEGNER"



Um Mitternacht empfängt Oberleutnant Samberg zwei gleichlautende Funksprüche: „Stoßen auf geringe Kräfte, greifen an!" Für ihn die Bestätigung, daß seine beiden Aufklärungstrupps (AT) mit der Bewegung beginnen. Er hat seine Aufklärungskompanie aufgeteilt: Zwei Züge handeln weit rechts als AT, den Rest der Aufklärungsabteilung (AKLA), zu der seine Kompanie bestimmt wurde, bilden der Schützenpanzerzug und sein Fahrzeug.

Auch am Abend war in den Tälern der Nieselregen in Schnee übergegangen. Eine dünne Schneedecke hat sich gebildet. Wie werden seine Genossen schießen? Werden sie treffen? Der Oberleutnant kann sich nur wieder auf seine Zugführer verlassen. Immer ist es so. Aufklärer handeln in den kleinsten Einheiten selbständig. Gern wäre er drüben beim Schießen. Auch wenn es eine Übung ist, die Treffer zählen ebenso wie im Gefecht. Das Gelände ist ihnen fremd, und vom „Gegner" wissen er und seine Soldaten nur, daß er sich nach erfolglosem Angriff zurückzieht und zur Verteidigung übergeht. Wo? Das soll er mit seinen Aufklärern herausfinden. So genau und frühzeitig wie möglich, und merken soll es der „Gegner" auch nicht.

Vieles geht dem Offi-

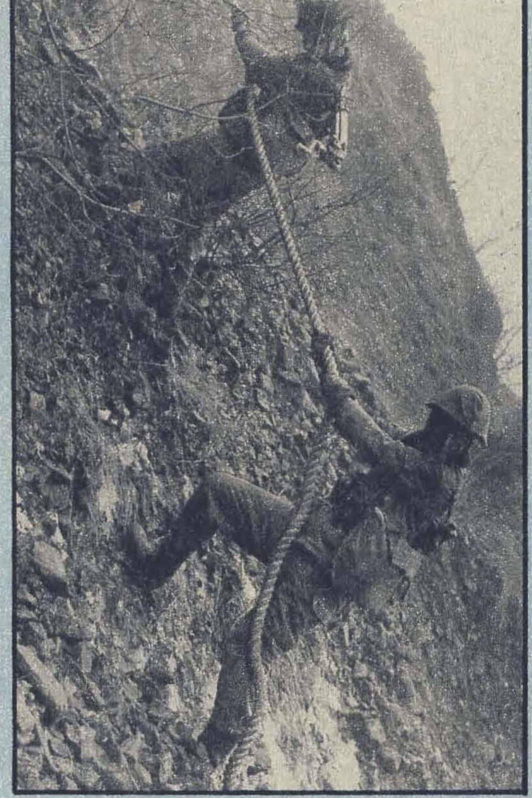
zier durch den Kopf, während er den Blick nicht von dem vorausfahrenden Spähfahrzeug läßt. Nur schemenhaft ist es zu erkennen. Ohne Zögern hält es aber das vorgeschriebene Tempo. Kein „Gegner"?

Anders ist die Situation auf der Hochfläche hinter dem Ziegenrücken. Der „Gegner" hat sich nochmals festgesetzt. Obwohl geschwächt, sind noch Gruppenstellungen und vereinzelt Zugstützpunkte aktiv. Unter zügiger Feuerführung kommen die SPW der beiden AT dennoch vorwärts. Doch mitten im Schießen setzt das Dauerfeuer am 14,5-mm-Panzermaschinengewehr auf dem SPW von Leutnant Dworschak aus. Ohne sich aufzuhalten, schaltet Richtschütze Gefreiter Bieck auf Einzelfeuer und lädt jeden Schuß so schnell nach, daß er während des kurzen Gefechts dennoch alle Munition verschießt und vom Zug die meisten Treffer erzielt. Eine Leistung, die der Kompanie Samberg für das Gefechtsschießen die Note 1 sichert. Beide AT haben 84 Prozent der wichtigsten Ziele bekämpft.

Damit ist der „Durchbruch" erzielt, aber erst der Rand des Bergmassivs erreicht, hinter dem sich der „Gegner" offensichtlich neu formiert, in dessen Schutz er Reserven heranziehen kann.

Am Morgen zieht Nebel auf, kaum 80 m weit kann man sehen. Für die Fahrer der schweren Fahrzeuge nicht das einzige Problem. Schnell wohl, aber nicht hektisch müssen sie an den Steigungen und Schräglagen schalten. Ständig sind Motortemperatur und Öldruck unter Kontrolle zu halten. Je höher sie kommen, um so kälter wird es. War es unten der feuchte Rasen, auf dem sie wegrutschten, ist es hier oben gefrorenes





Schmelzwasser, auf dem die Räder durchdrehen. Unweigerlich müssen die SPz den häufig gefrorenen Spurrinnen folgen. Die geringste Lenkbewegung, und die Ketten würden abspringen.

sich Sicherungstrupp und Überfalltrupp gebildet. Zwei Handgranaten detonieren, als der Kübel um eine Kurve kommt. „Gefangene" und viel Kartenmaterial fallen in die Hände der Aufklärer.





Nicht nur Weg und Armaturen haben die Fahrer im Blick zu haben. Das Gelände müssen sie wie alle anderen auf den Fahrzeugen beobachten. Auf das, was sie selber sehen, können sie schließlich schnellstens reagieren.

Immer langsamer kommen die Trupps voran. Oft verlegen Sperren den Weg. Sie werden teils umgangen oder durch Sprengung beseitigt. Dichter Wald, bis an den Rand der Marschstraßen heran, zwingt zu ständiger Flankensicherung zu Fuß. Auch das hält auf.

Weit reicht der Blick vom Hundskopf ins Tal hinab. Einer der Späher meldet von oben, daß ein „gegnerisches" Kurierfahrzeug den Berg anfährt. Sofort legt der AT 1 einen Hinterhalt an. Im Nu sind SPW und Aufklärer wie vom Erdboden verschluckt, haben

Da die Berge eine direkte Funkverbindung zu Oberleutnant Samberg verhindern, stellt der AT 2 einen SPW auf den Finkenberg. Verschlüsselt erhält der Oberleutnant den Inhalt der Dokumente und übermittelt ihn sofort dem Oberoffizier Aufklärung im Regiment.

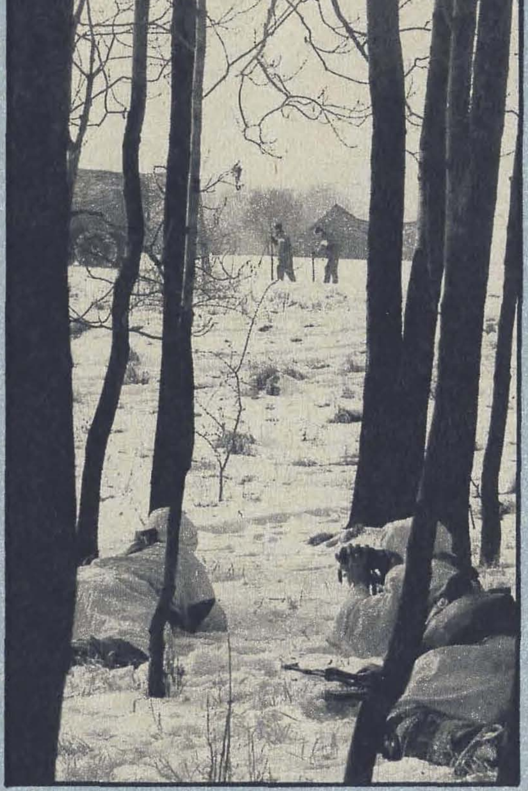
Gegen Mittag erreicht die AKLA den Gipfel vom Kahlköpfigen: einen nach allen Seiten steil abfallenden und wenig bewaldeten Berg, der dem Bergmassiv vorgelagert ist. Ein idealer Ausblick, an dem Samberg zwei Beobachtungsposten einrichten läßt. Bis in die Nacht hinein liegen die Aufklärer in den sorgfältig getarnten Geröllmulden. Immer noch ist es diesig und auf Anhieb nicht viel zu erkennen. So horchen die Genossen auf die Geräusche und ermitteln schließlich, daß mit schwerer Technik am ge-

genüberliegenden Wald Stellungen gebaut werden.

Währenddessen trifft der AT 2 auf eine Lichtung. Dort lagern Munitionskisten. Auch ein „gegnerischer" Vermes-

treffen sie auf „gegnerische" Kräfte. Oft so plötzlich, daß sie sich nur durch überraschende Feuerführung behaupten können. Offensichtlich beginnt der „Gegner", seine Verteidigung in





sungstrupp ist bei der Arbeit. Der Zugführer entschließt sich zum Überfall. Es werden Gefangene gemacht, die auch bereitwillig aussagen: Die SFL, für die sie diese Stellung vorbereiten, befänden sich bei Fuchshausen.

Gruppierungen der Artillerie sind gefährlich. Oberleutnant Samberg befiehlt dem AT 1, sofort nach Fuchshausen vorzudringen und die Koordinaten der SFL-Stellungen zu ermitteln.

Es wird früh dunkel. Auch der Nebel hat sich nicht gelichtet, und noch mehr Mühe bereitet es den Spähern jetzt, die Hänge hinaufzuklettern. Ihre Uniformen durchweichen völlig vom überall herabtropfenden und herabrinnenden Schmelzwasser. Immer häufiger

diesem Abschnitt zu organisieren. Deshalb vereinigt Oberleutnant Samberg den AT 2 mit dem SPz-Zug. So kann er intensiver den Raum, in dem sein Regiment eventuell kämpfen muß, aufklären.

Fast dreißig Stunden sind die Aufklärer schon auf den Beinen, als das vorausfahrende Spähfahrzeug „gegnerische" Sicherungsposten meldet. Eine kreisförmige flache Kuppe liegt vor ihnen. Hochwald mit reichlich Unterholz, wie aus der Karte zu ersehen ist. Ein idealer Platz, und die Posten verraten es auch ...

Oberleutnant Samberg schickt zwei Spähtrupps aus, die bald melden, was er vermutet hat: Eine Führungsstelle, einen Vorgefechtsstand der „gegnerischen" Division. Für Oberleutnant Samberg gibt es nur einen Entschluß: Überfall und so viel Dokumente wie





möglich sicherstellen. Die „gegnerischen" Reserven sind also mitten in der Entfaltung. Auch wenn er nur kurzzeitig ihre Führung unterbricht, es nutzt der eigenen Truppe, die ja bald auf diese Kräfte treffen wird. Alle erbeuteten Dokumente bestätigen, was Oberleutnant Samberg ahnte.

Wieder ist es Mitternacht, als ihn die Meldung vom AT 1 erreicht. Der konnte keine SFL-Stellung ausmachen, dafür aber ebenfalls den Ausbau von Verteidigungsstellungen ermitteln. Nun gut, die „Gefangenen" haben gelogen, doch das Bild vom „Gegner" fügt sich zusammen. Genosse Samberg stellt sich bereits die Arbeitskarte seines Regimentskommandeurs vor. Sie wird nun ziemlich genau den Raum der zweiten Staffel des „Gegners" enthalten. Auch die Entfaltungsabschnitte der eigenen Bataillone für den Sturmangriff werden präzisiert sein und die möglichen Richtungen, aus denen Gegenangriffe zu erwarten sind, ebenfalls. Alles wichtig für einen erfolgreichen Angriff. Außerdem ist der „Gegner" in seinem Zeitplan aufgehalten. Der Vorgefechtsstand einer Division ist nicht sofort zu ersetzen. Oberleutnant Samberg ist mit seinen Soldaten zufrieden. Sie haben sich im Interesse einer hohen Gefechtsbereitschaft nicht geschont. Seine Aufklärungskompanie hat die Übungsaufgabe gut bewältigt.



Bild und Text: Oberstleutnant Ernst Gebauer





SA MIR

Beide Übersetzungen des russischen Wortpaares sind möglich. Beide treffen auch wortwörtlich zu, wenn sich zum Beispiel die Leutnante Jegorow und Krawzow mit ihren „Suchois", modernen sowjetischen Strahltriebflugzeugen, von der Startpiste lösen, um den Himmel der Hei-



Für den Frieden für die Welt

mat zu schützen. Wesentlichen Anteil bei der Erfüllung dieser Aufgabe haben Oberstleutnant Antonow als Flugleiter und Sergeant Okruaschwili als Flugzeugtechniker. Sie, wie auch alle anderen Angehörigen ihres Geschwaders, wissen genau, daß der Sinn vorbildlicher militärischer Pflichterfüllung sozialistischer Soldaten in der Bewahrung und Festigung des Friedens liegt. Des Friedens für sie und ihre Angehörigen, für uns und für die ganze Welt. Im Russischen läßt sich das viel kürzer sagen: SA MIR!

Bild: W. Gatschikow



Fortsetzung von Seite 21

Gesicht. Die Mundwinkel, in denen er eine Spur von überheblichem Hohn zu erkennen glaubt.
Er möchte jetzt plötzlich dort sein, die Reaktionen des Gefreiten unmittelbar erleben. Noch nie hat er sich während eines Urlaubs zurück in die Einheit gewünscht. Verrückt bist du, Ryschka, erzähl das nur keinem, die lachen sich scheckig. Doch der Wunsch läßt sich nicht unterdrücken. Er wird stärker, und kurz vor dem Abend weiß Harald, daß auch der morgige Tag ihm keine Ruhe bringen wird, bevor die Ungewißheit nicht beseitigt ist. Vielleicht verpaßt er gerade jetzt die Stunde, in der im Gefreiten der Boden für einige Wahrheiten bereitet ist. Vielleicht fänden sie jetzt eine gemeinsame Sprache, hörte Berg zu, müßte Harald nicht mit verbrauchten Worten sprechen, um seine Ansichten mitzuteilen.
Harald entschließt sich, die Eltern nicht vor den Kopf zu stoßen. Alle Gründe für eine sofortige Abreise könnte er ihnen ohnehin nicht verdeutlichen. Dafür ist alles zu kompliziert, noch nicht zu Ende gedacht. Und Großvater, er müßte an der am Morgen schnell und scheinbar sicher gegebenen Antwort zweifeln. Heute bleibe ich noch, und morgen, ja morgen, da könnte doch, wenn niemand im Haus ist, ein Anruf von meiner Einheit kommen. Außergewöhnliche Situation. Das verstünden hier alle. Harald weiß nun, dieser Anruf wird ihn erreichen, auch wenn das Telefon keinen Laut von sich gibt.

Ryschka steigt aus und steht wenig später vor dem Bahnhof. Er schaut sich unschlüssig um. Eine lange Wegstrecke liegt vor ihm. Der Bus fährt erst nachmittags. Da bemerkt er in der Seitenstraße das dunkle Grün eines LKWs. Noch bevor er die Richtung einschlagen kann, stößt ihm jemand gegen die Hüfte. „Ryschka, du? Schon zurück?“ Sellin traut seinen Augen nicht.
„Ja, mit dem Vormittagszug.“
„Aber ...“
„Es ist“, unterbricht Harald die Frage, „es ist, weil doch ...“ Er findet nicht die geeigneten Worte, spürt, wie er mit jeder Erklärung dem anderen das Gefühl der eigenen Wichtigkeit vermitteln würde, so, als ob er der einzige wäre, der alle Wahrheiten wüßte. Und wirklich, hat er sich nicht in dieses Gefühl hineingesteigert? Fühlte er sich nicht allzu oft als vorausschreitender Einzelkämpfer? Hat er dabei nicht mindestens Sellin übersehen?
Er erschrickt bei diesem Gedanken. Auch Berg fühlt sich überlegen, zwar auf anderem Gebiet, aber was ist da für ein Unterschied? Doch, es ist ein Unterschied, versucht er die eigenen Argumente abzuschwächen. Ich habe mich auch um die technischen Dinge bemüht, wahrlich.
Um Berg geneigter für deine Worte zu machen, kontert eine Stimme in ihm. Letztendlich ist das ebenso Selbstzweck.
„Bin mit dem Hauptfeld mit“, erklärt Sellin, da Ryschkas Antwort auf sich warten läßt. „Der Schreiber hat sich die Hand gebrochen. Der Hauptfeld ist auf der Post, macht noch ein paar Wege. Das dauert. Zeit für ’nen Kaffee wäre.“
Ryschka, dem Sellins ungewohnte Geschwätzigkeit auffällt, folgt ihm. Der Kaffee in der Bahnhofswirtschaft ist lauwarm und bitter. Sellin verzieht das Gesicht. Er steckt sich eine Zigarette an und raucht hastig.
„Weißt du“, sagt er unvermittelt, „wenn du an Berg gerätst, verschreck ihn uns nur nicht gleich wieder mit trockenen Belehrungsübungen. Manchmal denken die Leute gern auch ein bißchen selber, zumal nach der Schweinerei gestern nacht.“
Ryschka, der scheinbar interessiert durch die vom Rauch gelben Gardinen auf den Vorplatz gestarrt hat, blickt Sellin erstaunt an. Auch ihn habe ich unterschätzt, denkt er beschämt. Eigentlich zogen wir stets am selben Strang, nur jeder auf seine Weise. Sellin, wenn sich Gelegenheit bot, ich, wenn es mir gerade paßte. Und immer mit Vorwurf und Lehrerton in der Stimme. Wenn Großvater einem etwas Unbequemes sagt, hört man zu, ob man will oder nicht.
„Nach den Nachrichten gestern“, erzählt Sellin, „du hättest ihn sehen müssen. Aber vielleicht war es gut, daß du gar nicht dort warst. Am Abend haben wir dann gesprochen miteinander, leise, ohne Licht. Da hat er uns gesagt, daß seine Philosophie über die freundlichen Ausländer am Schwarzen Meer, du erinnerst dich, jetzt natürlich lächerlich sei. Das wird er dir noch nicht zugeben. Da mußt du reden lernen mit ihm. Am Wochenende will er sich mit Joschko über die Schaltpläne setzen. Also mach’ nichts kaputt.“
In Sellins Mundwinkeln deutet sich ein Lächeln an. „Nimm’ mir die Offenheit nicht krumm. War mal nötig.“
Er nestelt an seiner Brusttasche und zieht die Geldbörse heraus. „Gehn wir?“
„Gehn wir“, sagt Ryschka. Es fällt ihm erst später auf, daß Sellin ihm den Kaffee bezahlt hat.

Hallo, Leute!

Da habt Ihr also auf Seite 16 nicht weitergeblättert, sondern diese Geschichte gelesen. Hat sich’s gelohnt? Schreibt uns mal, ob Euch Ryschka, Berg, der Großvater oder auch andere etwas zu sagen hatten – etwas, dem Ihr zustimmen, vielleicht aber auch widersprechen möchtet. Was lohnt des weiteren Nachdenkens, weil es für Euer eigenes Leben wichtig ist? Was haltet Ihr von einem guten Gewissen, von dem der Volksmund sagt, es sei ein sanftes Ruhekissen? Hier unsere Adresse: Redaktion „Armeerundschau“, PFN 46 130, Berlin, 1055. Vergeßt bitte nicht, Euer Alter und Eure Tätigkeit anzugeben. Übrigens werden wir per Losentscheid 10 Briefe auswählen und den Einsendern ein Buch schicken.

militaria

Die ersten Tanks

Im Sommer 1916 hatten sich die Armeen der imperialistischen Mächte Deutschland, Frankreich und England im französischen Boden fest eingegraben. Hin und her wogte das Artilleriefeuer im Stellungskrieg. Sachsen, Bayern, Preußen und Mecklenburger glaubten sich ziemlich sicher hinter dichtem Stacheldrahtverhau, der als unüberwindlich galt. Kompanieweise blieben die Angreifer darin hängen, vom MG-Feuer verstümmelt.

Da ratterten am 15. September bisher unbekannte Maschinen auf die deutschen Stellungen zu. Ihre Umrisse waren im Dunst und Qualm nur verschwommen erkennbar. Sie walzten den Draht nieder, überquerten Granattrichter und Stellungsgräben. Unaufhaltsam näherten sich die Kolosse, unaufhörlich schossen sie aus ihren Kanonen und Maschinengewehren. Die Engländer griffen erstmals mit Tanks die deutschen Stellungen an, und was sie vorausgesehen hatten, trat ein. Ihre Mark I verursachten Schrecken und Panik, obwohl ihr erster Einsatz bei weitem nicht als Erfolg angesehen werden konnte. Denn diese Vehikel waren doch ziemlich plump, technisch unzuverlässig und in zu geringer Anzahl vorhanden. Von 50 eingesetzten Tanks fielen 18 schon vor dem Kampf aus. Dennoch deutete sich damit eine auf neuen technischen Erkenntnissen beruhende Entwicklungsrichtung an, die von den imperialistischen Mächten vorangetrieben und im Interesse der Durchsetzung ihrer Herrschaftspläne genutzt werden sollte.

Als im k. u. k. Manöver 1906 erstmals ein Panzerwagen probeweise eingesetzt wurde, kam es jedoch zu einem völlig unerwarteten Ausgang dieser Premiere. Das seltsame Gefährt verblüffte nicht nur durch sein bloßes Erscheinen, sondern das Maschinengewehrfeuer aus dem Panzerturm verjagte auch eine ganze Schwadron vom Übungsfeld. Dennoch konnte sich diese damals bahnbrechende Neuerung nicht durchsetzen. Schuld daran trug ein Pferd, das vor dem „rollenden Ungeheuer" scheute und seinen Reiter, einen General, dabei abwarf. Kaiser Franz Josef winkte ab.

Der gepanzerte Spähwagen war von Paul Daimler konstruiert und in der Fabrik seines Vaters, der Daimler Motorengesellschaft in Wien, gebaut worden. Er hatte eine vier Millimeter starke Panzerung. Sein Turm war durch Handbetrieb drehbar, und die Fahrersitze konnten versenkt werden. Bis 50 km/h schnell konnte er fahren.

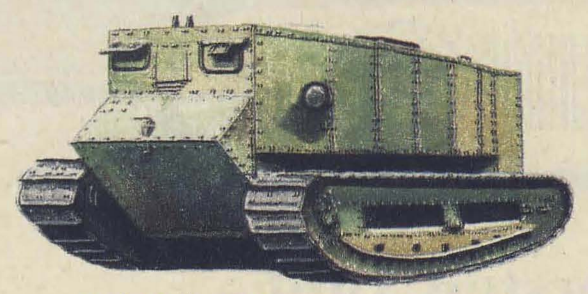
Nach der Ablehnung seines Fahrzeuges durch den Kaiser bot Daimler seine Erfindung den Deutschen an. Doch die lehnten gleichfalls ab. Da griff Frankreich zu.

Im gleichen Jahr konstruierte der Ingenieur August Schmidt den ersten deutschen Panzerwagen. Opel baute das Fahrzeug, über das in der Presse zu lesen war: „Wir haben in dem Panzerwagen die moderne Form jener Kriegswagen wieder, die im klassischen Altertum den Schrecken der Feinde bildeten. Einen Kampf braucht der von Schmidt konstruierte Wagen nicht zu scheuen. Er ist mit 6-Millimeter-Krupp-Spezial-Stahl gepanzert und ausgerüstet mit zwei Mauser-Schnellfeuergewehren, vier Mauser-Schnellfeuerpistolen und mehreren Fernrohren." Jedoch Kaiser Wilhelm II. lachte schallend auf, als er ihn sah, und meinte: „Höherer Blödsinn! Köppe und Beene sind ungeschützt!"

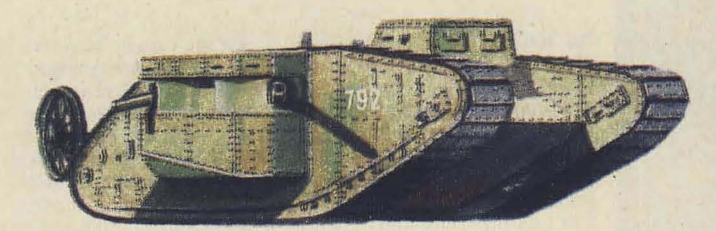
Nach den Versuchen von Daimler und Schmidt baute der Österreicher G. Burstyn 1911 noch einen Panzerwagen. Aber auch dieses Projekt erfuhr ein vernichtendes Urteil durch das k. u. k. technische Militärkomitee. Der Vorschlag sei „vollkommen wertlos, technisch undurchführbar, ein Phantasieprodukt".

Dann stürzte der deutsche Imperialismus die Welt in jenen großen Krieg, in dem Maschinenwaffen massenweise zum Einsatz gelangten, die weitreichende Artillerie aufkam und die Motorisierung mehr und mehr um sich griff. Doch bald schon waren die Fronten erstarrt. Es fehlte an einer Angriffswaffe, die den Gefechtshandlungen wieder Bewegung verlieh, die also selbst beweglich war.

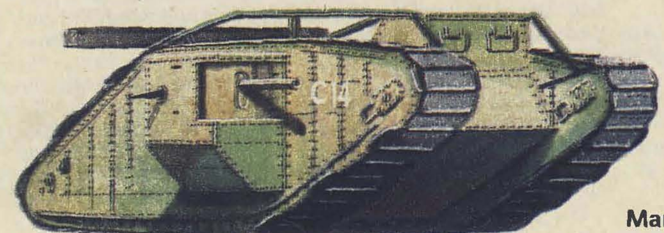
So erwog man Ende 1914 in England, auf der Grundlage des Holt-Carpillar-Traktors, eines Schleppers mit Gleiskettenfahrwerk, ein solches gepanzertes Kraftfahrzeug zu schaffen. Trotz vieler Skepsis bei maßgeblichen Regierungsstellen entstand innerhalb eines Jahres das erste Versuchsmodell des sogenannten Maschinengewehrzerstörers, der „Little Willie". An seiner Seite fand sich auch schon ein weiteres Modell, dessen Bezeichnung „Mother" lau-



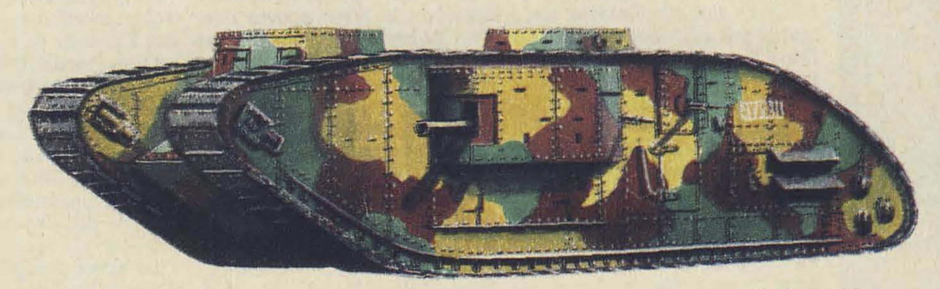
Little Willie 1915



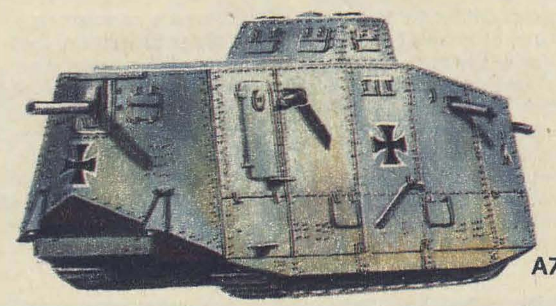
Mark I 1916



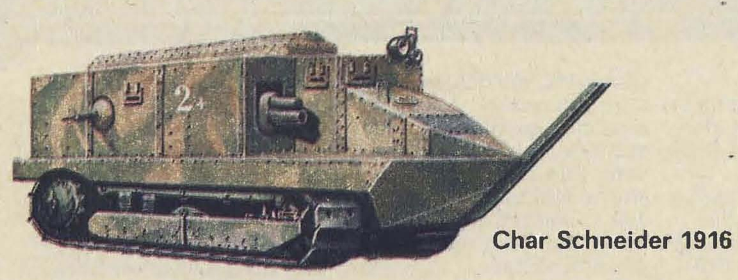
Mark IV 1917

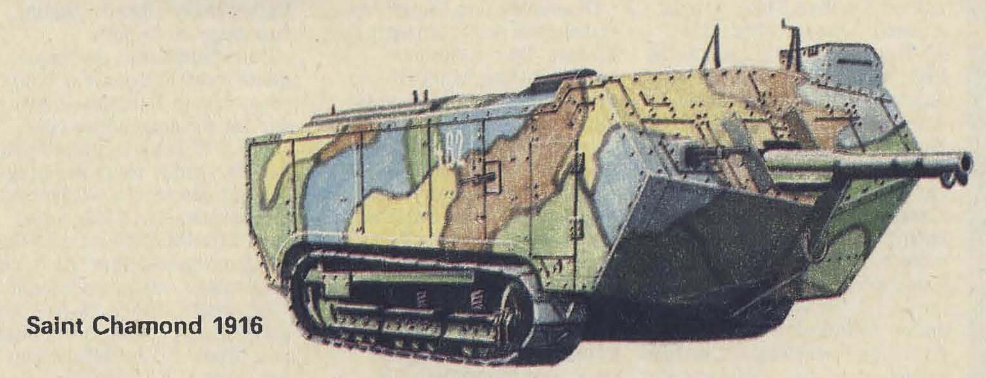


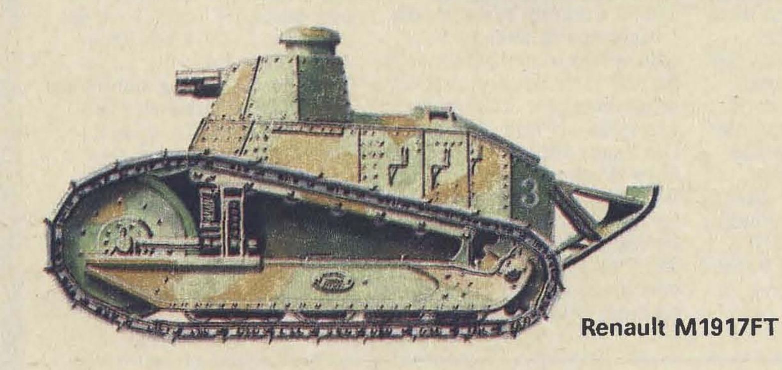
Mark V 1918

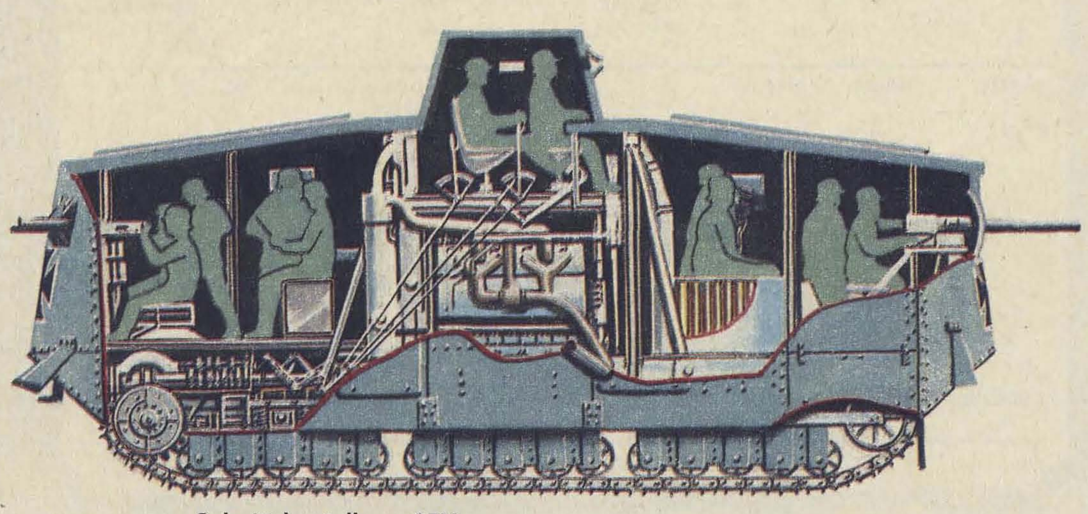


A7V 1917


Char Schneider 1916


Saint Chamond 1916


Renault M1917FT


Schnittdarstellung A7V

tete. Es war das Anschauungsmuster genau des Mark I, der im September 1916 seine Feuertaufe erhalten sollte.

Ausdruck der noch recht unvollkommenen Konstruktion dieses Tanks war, daß die achtköpfige Besatzung – ein Offizier und sieben Mann – teils stehend fahren mußte. Das 28-Tonnen-Ungetüm hatte die Form eines Rhombus mit außen umlaufenden Gleisketten. Angetrieben wurde es von einem 105-PS-Daimler-Benzinmotor. Drei Getriebe dienten zur Kraftübertragung und zur Lenkung. Die Geschwindigkeit betrug im Gelände ganze 3 km/h, und eine Tankfüllung Kraftstoff reichte für 30 Kilometer. Allein vier Mann hatten damit zu tun, daß sich das Fahrzeug fortbewegte. Der Fahrer schaltete die möglichen vier Geschwindigkeiten, seine zwei Gehilfen bedienten je ein Lenkgetriebe, und der Offizier bremste. Die übrigen Besatzungsmitglieder hatten die beiden 57-mm-Kanonen und die Maschinengewehre zu bedienen. Ohne Ventilation und ohne jegliche Federung war der Aufenthalt in so einem Tank eine Strapaze. Bis zu 80°C Hitze, Auspuffgase und Pulverqualm führten nicht selten zu Ohnmacht, Herzbeklemmung oder Seekrankheit. Mitunter stieg die Besatzung während des Gefechts aus und suchte unter dem Tank Deckung, um sich zu erholen. Nach etwa 100 Kilometern Fahrt mußte der Kampfwagen vollkommen überholt werden.

Danach kamen immer neue, verbesserte Ausführungen zum Einsatz. Dem englischen Mark I folgten Mark IV und Mark V, den ersten französischen Char-Schneider- und St.-Chamond-Tanks der leichte „Renault“ M1917FT.

Acht Meter Länge maßen die englischen Tanks, zweieinhalb Meter waren sie sowohl breit als auch hoch. Kennzeichnend für alle Typen: Aus den Seitenwänden ragten Erker für die Bewaffnung. Die Panzerwände waren 7 bis 12 Millimeter stark. Benzinmotoren bis 150 PS Leistung bewegten die Ungetüme mit zwei bis acht Kilometern in der Stunde. 300 bis 500 Liter Benzinvorrat ermöglichten eine Betriebsdauer von sechs bis zehn Stunden. Die Tanks erkletterten mannshohe Hindernisse, hatten eine Watfähigkeit bis zu einem Meter und überwanden Gräben bis zu vier Metern Breite. Sie hatten 2 bis 18 Mann Besatzung und waren mit ein bis zwei Geschützen und mit zwei bis sechs Maschinengewehren bewaffnet.

Die steigenden Verluste an Menschen und Material durch den Einsatz der gegnerischen Tanks veranlaßten den deutschen Generalstab 1917, von den Automobilindustriellen die Entwicklung eigener Panzerfahrzeuge zu fordern.

Daraufhin baute der Ingenieur Josef Vollmer ein Fahrzeug, dessen Fahrgestell entweder das Panzergehäuse oder eine LKW-Pritsche aufnehmen konnte. Damit sollte die Möglichkeit geschaffen werden, mit geländegängigen Fahrzeugen auch Munition, Gerät und Verpflegung unmittelbar bis in den vordersten Graben zu bringen.

Die ersten dieser als A7V bezeichneten Fahrzeuge tauchten zwar Ende 1917 vereinzelt an der Front auf, von einem Einsatz deutscher Tanks kann jedoch erst ab 1918 die Rede sein. Gegen Ende des ersten Weltkrieges, als England bereits über 2 000, Frankreich über 2 650 und die USA auch schon über 1 000 Panzer verfügten, hatte es das kaiserliche Deutschland auf insgesamt 75 Tanks gebracht. 30 davon waren Beutefahrzeuge.

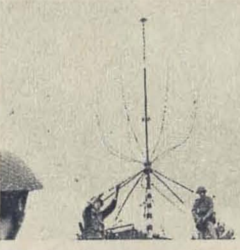
Redaktion: Major Fink
Illustration: Heinz Rode

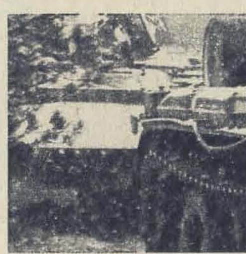
Land	Typ	Jahr	Masse in t	stärkste Panzerung in mm	Bewaffnung	Antrieb	PS	max. Geschwindigkeit in km/h	Besatzg.
England	Mark I	1916	28	12	2 Kanonen 57 mm 4 MGs	Daimler-Benzin-Motor	105	6,3	8
	Mark IV	1916	28	6–12	2 Kanonen 57 mm 4 MGs	Daimler-Benzin-Motor	125	6,3	8
	Mark V	1918	29	6–14	2 Kanonen 57 mm 4 MGs	Ricardo-Benzin-Motor	150	7,4	8
Frankreich	„Char Schneider“	1916	13,5	24	1 Kanone 75 mm 2 MGs	Schneider-Motor	60	7	6
	„Saint Chamond“	1916	23	11	1 Kanone 75 mm 4 MGs	Panchard-Motor	90	8,5	9
	„Renault“ M1917FT	1918	6,5	16–22	1 Kanone 37 mm oder 1 MG	Renault-Motor	39	7,8	2
Deutschland	A 7 V	1917	32	20–30	1 Kanone 57 mm 6 MGs	2 Daimler-Benzin-Motoren	je 100	9	18



Bild: Wolfgang Fröbus

Berufssoldaten


Erwartungsvolles Raunen in der vollbesetzten Aula der Diesterweg-Oberschule. Fünf junge Militärs sind der Einladung ihrer ehemaligen FDJ-Grundorganisation gefolgt, anläßlich des bevorstehenden Geburtstages der Nationalen Volksarmee ein Jugendforum bestreiten zu helfen. Lutz Brenner, der GOL-Sekretär, heißt die Ehrengäste in Uniform herzlich willkommen und bittet sie, sich doch der Einfachheit halber gleich selbst vorzustellen.

„Einverstanden!" sagt der erste. „Ich bin Leutnant Hasso Müller, Zugführer. An der Farbe meiner Schulterstücke seht ihr es ja: Ich gehöre zur zahlenmäßig stärksten Waffengattung der Landstreitkräfte. Bei uns gibt es SPW und SPz, Gefechtsfahrzeuge also mit hoher Beweglichkeit und einer starken Feuerkraft. In meinem Regiment sind aber auch noch andere Waffengattungen vertreten: Panzermänner, Artilleristen, Raketensoldaten ..."

„Eigentlich wollte ich ja mal zur Artillerie", knüpft Oberfeldwebel Peter Hagen an, „aber dann zog's mich doch zur Hauptstoßkraft der Landstreitkräfte. Mit unseren Dicken sind wir auf alles eingestellt, unterstützen in der Regel das Gefecht der mot. Schützen. Können aber durchaus auch selbständig handeln ..."

„Schon hier an eurer, unserer Schule war Chemie mein Lieblingsfach", bekennt Unterfeldwebel Jens Egermann. „Nun bin ich – wie alle meine Genossen an diesem Tisch – Berufssoldat. Genauer: stellvertretender Zugführer, ausgebildet in Detonometrie, KCB-Aufklärung, Spezialbehandlung und anderem ..."

„Und ich", schließt Oberleutnant Olaf Gutenberg an, „wurde Hochschulingenieur für Maschinenwesen. Als Spezialist für Zelle/Triebwerk in einer Staffel tätig, bin ich unter anderem verantwortlich für die technische Einsatzbereitschaft unserer Flugzeuge, für deren Betankung, den technischen Zustand ihrer Trieb- und Fahrwerke, ihrer Steuerorgane, Hydraulik- und Druckluftanlagen ..."

Schließlich hat Fähnrich Gernot Hartleb das Wort: „Dies hatte ich mir immer gewünscht – junge Leute um mich, 'ne Menge Verantwortung dazu und viel unterwegs sein. Nun bin ich sozusagen ein echter Fahrensmann, Kommandeur einer Gefechtsstation auf einem Kampfschiff. Hatte zwar zu büffeln, um die dafür erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten zu erwerben, hab's aber geschafft. Nach zweijährigem Direktstudium an unserer Offiziershochschule samt Bordpraktikum wurde ich Schiffsmaschineningenieur. Darauf bin ich stolz."

„Ej, Gabi!" bedrängt Bernd seine Banknachbarin, „was kritzelst du da?" „Fragen an unsere Berufssoldaten. Ich will's eben wissen, bitteschön!" Und Bernd liest:

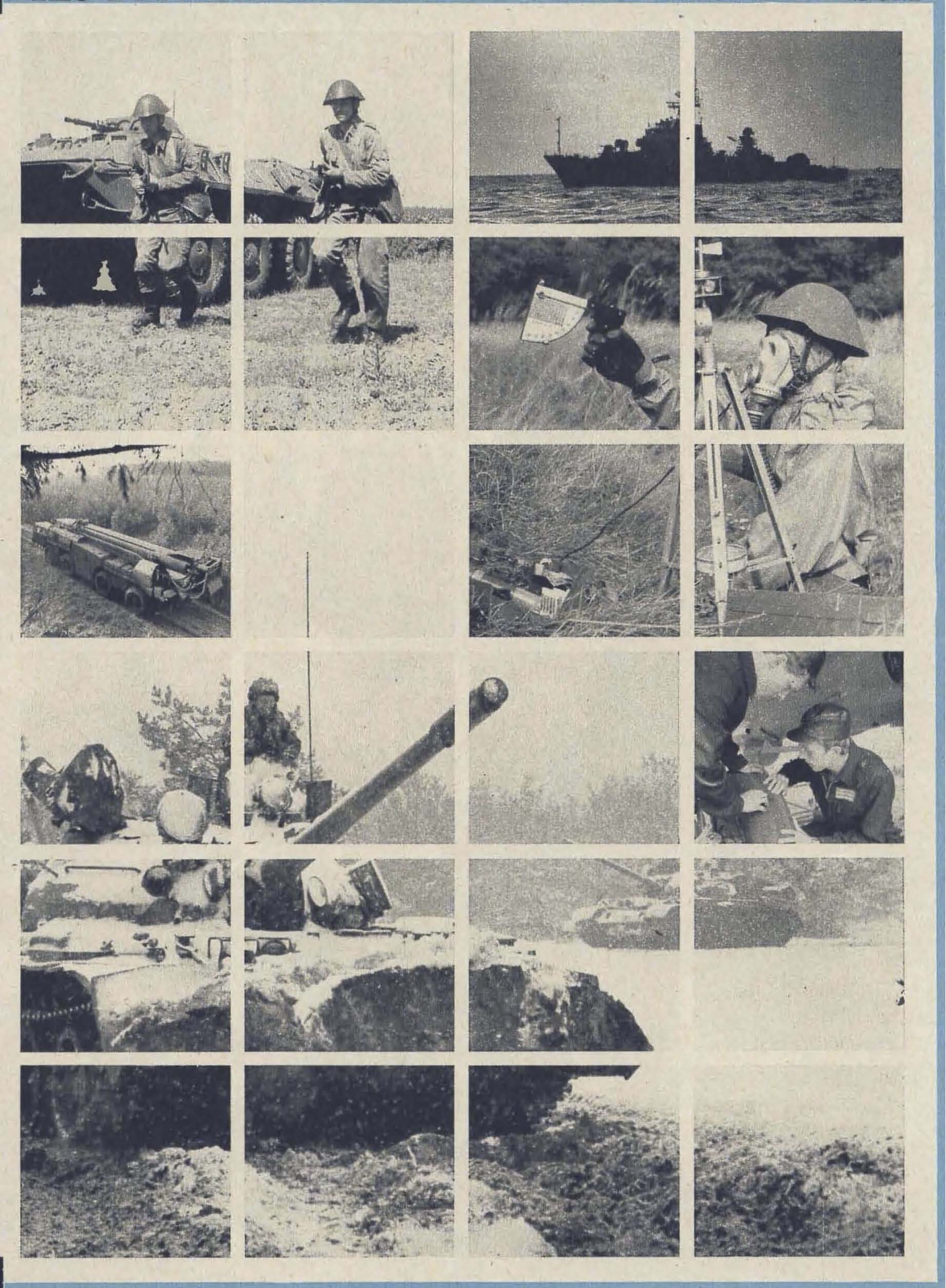
1. Hasso Müller – bei welcher Waffengattung?
2. Peter Hagens „Dicke"? Gib Klartext, Jugendfreund!
3. Jens Egermanns KCB-Aufklärung: Was bedeutet diese Abkürzung?
4. Olaf Gutenberg: Trägt Fliegeruniform, fliegt aber nicht. Zu welchem Dienst gehört er also?
5. Wie heißt die OHS der Volksmarine? Und wo befindet sie sich?

Ganz im Vertrauen, liebe Leser: Haben Sie die richtigen Antworten parat? Wenn ja, schreiben Sie diese – mindestens vier – auf eine Postkarte an

Redaktion „Armeerundschau", Postfach 46130, Berlin, 1055 Kennwort: Berufssoldaten.
Einsendeschluß: 10. 3. 1987 (Datum des Poststempels)

Wir erwarten Ihre Lösung. Und **1 × 100, 2 × 70, 3 × 50, 4 × 40 sowie 5 × 25 Mark** warten auf glückliche Gewinner. Viel Spaß beim Knobeln!

Text: Oberstleutnant Heiner Schürer
Bild: Gebauer (1), Jeromin (1), Fröbus (2), Zühlsdorf (1), Uhlenhut (2), Striepling (1)




Alles,
was närrisch
und nicht eitel, doof,
trifft sich zum
Fasching in Oberhof.
Helau!



Ihro Torheit
Jürgen Träbers Rede aus der Bütt'

Narren und Narrelesen, närrisches Volk – Helau!

Carne vale – Fleisch, leb' wohl! Wer, wenn nicht wir, hat Grund zum Kauen?! Nichts am Kopf, aber gut reden haben wir, und viel davon klaut Energie. Also haut 'rein, macht den Satten Appetit, kaut ihnen vor! Zwar mögen sie uns da sonst sogar über sein, nur – gleich ihnen sind wir heute mittendurcheinander. Oder auch nicht ... Weshalb Ihr alle mir geflissentlich verstatten mögt, diesen Zaunspfahl auf Euch fallen zu lassen: Schon unserem Altvater Goethe von Weimar – einst Zeremonienmeister wie heute ich – war von allen Geistern, die verneinen, der Schalk am wenigsten zur Last gefallen. So sei's denn.

Überall halt, wo Menschen sich zusammenscharen, fängt auch Narretei an zu blühen, schrieb

****

Wer Mäuse hat, kann sich auch Kätzchen leisten ...

****

vor achtundsiebzig Jahren der Morgenstern-Christian seiner Margareta. Wie ein Unkraut – so schrieb er – auch in dem schönsten Garten ... Margareta kriegte einen Schnupfen, womit erwiesen war: Ihr Christian hatte so unrecht nicht. Wir sehen's doch hierselbst scharf verschwommen über Kümmel und Korn: Als da unsere Stadt noch keine war, suchten uns die flachländischen Leut' in bescheidenen Haufen heim, und der hanghöhnischen Schälke waren auch nicht sehr viel mehr. Doch als dann – Ihr wißt es – die Saat 'rausgebrochen und unserer Auslese blauer Dunst die Vorwärts-Rekken droben im Grenzadlernest so eingenebelt hatte, daß sie abhusten und ihren dato leider einzigen Schelm als Minister in unser Elfer-Kabinett närrisches Nesselbeet deputieren mußten, gings allenthalben vorwärts. Vor allem regional. Oberhof wurde gar– au Wehling, wir nehmen unsere nordisch-komponierte Einfalt ernst! – zur Stadt erklärt. Für Narren gilt eben kein Gesetz ...

Spätestens seitdem genießen wir bergunfalldienstlich versicherte Lan-

desgeltung: als ausbündige, einträgliche Karnevalsgesellschaft mit unbeschränkter Haftung, die sich ob ihrer keine Seh-Meile fernen, standhaft Gewähr bei Fuß stehenden ASK-Garnison glücklich schätzt. Und was sie betrifft, dürfen wir einem Verbündnis hinterherblikken, das – Ihr entsinnt Euch – uns gestern zu närrischer Handreichung konspiriert hat: als wir nämlich auf der Höhe unserer Verantwortung den Thüringen-Bakken demontierten und damit Bodenfreiheit für die Langlauf-Ässer schufen. In der unschuldigen Hoffnung, daß jene nun dank Schußfahrt bergab schneller bergauf gelangen. Träfe das ein, hätten wir nichts mehr zu lachen ...

****

Öberhöfer Skigaudi – ebbes Närrischer's gits nie!

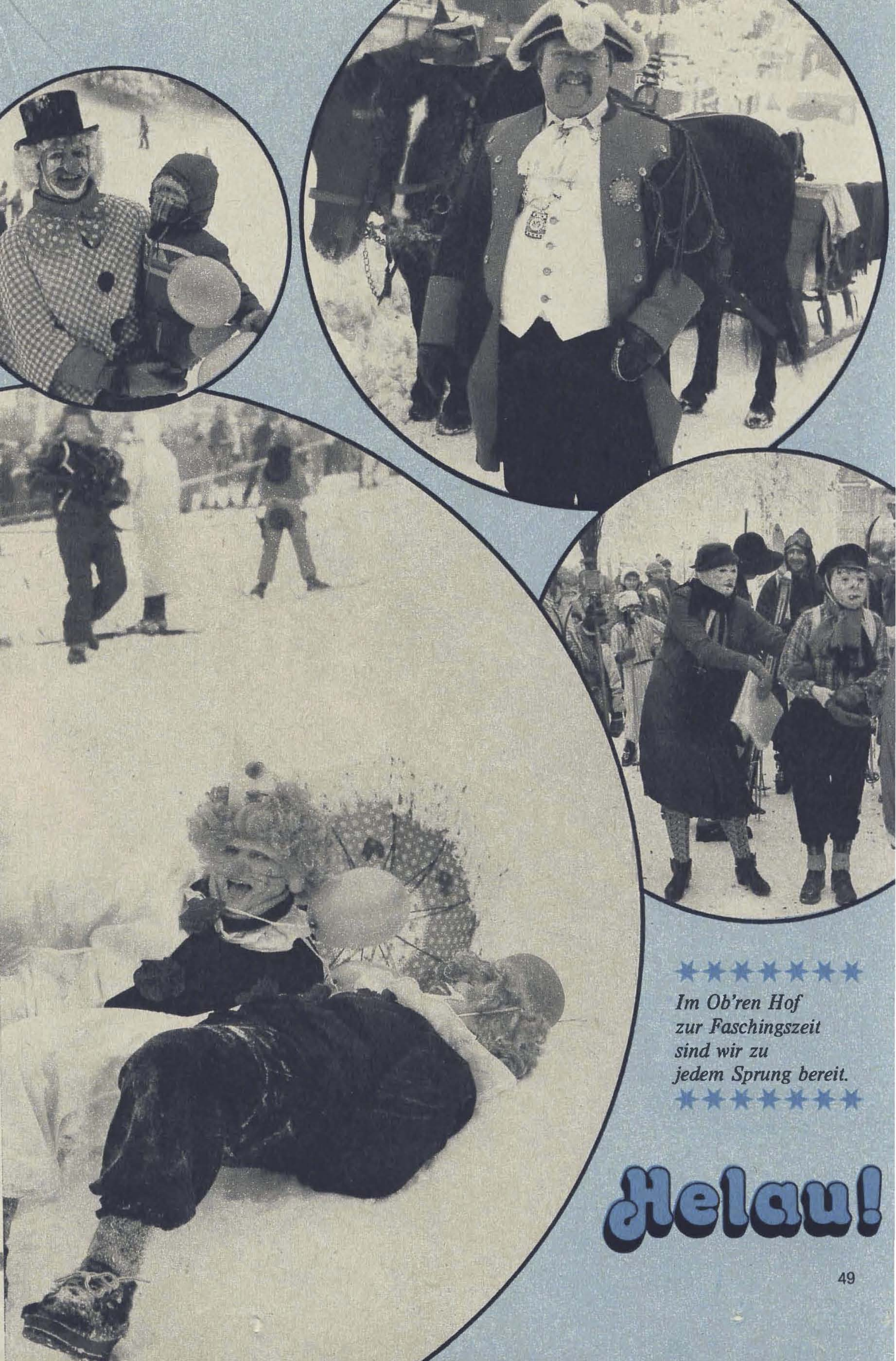
****

Schon jetzt ist uns nurmehr ein schräges Lächeln vergönnt. Weil uns die Erleuchtung eingekommen war, den einzigartigen Fußgänger-Viadukt zur Pionier- und zur Jugendschanze zu rekonstruieren. Wozu dort noch Laufplanken?! hatten wir uns überflüssigerweise an den Kopf getippt. Also – weg damit! Nun brauchte keiner mehr Schritt für Schritt zu den Schanzen zu gehen – jetzt waren selbige anzuspringen, von Pfeiler zu Pfeiler. Das helfe, meinten jedesmal geschafft unsere gelbrot beflügelten Grenzadler grimmerig-optimistisch. Bald, sagten sie, sind wir wieder auf der Rolle wie weiland Hans-Georg. Oh alte Burschenherrlichkeit, da wären wir aber sauer. Doch voller Argwohn mitnichten, der bleibt unserer provinziell-metropolischen Laufkundschaft. *Die* will ja Weiten sehen, *ihr* wird teuer, was uns billig zum Stehen gekommen ist. Wie übrigens nicht *wir* es sind, die auf Teufel komm' raus einen Sportplatz brauchen. Für ihre Kapriolen genügt unseren Hüpfern der Sturzflug-Bakken auf der Königswiese. Und *der* ist weltrekordträchtig.

Darauf, liebwertes Narrenvolk, ein überschäumendes, dreifaches Helau, Helau, Helauuu!

Text: Jürgen Träber, Osmar Munsche, Jochen Bialas
Bild: Manfred Uhlenhut





★★★★★★★★

Im Ob'ren Hof
zur Faschingszeit
sind wir zu
jedem Sprung bereit.

★★★★★★★★

Helau!



Startrampe des
Fla-Raketenkomplexes Kub

Bild: Achim Tessmer


6623



Ordens-Brüder

Wenn ein Offizier auf einem bestimmten Gebiet herausragende Leistungen vollbracht hat, kann er ausgezeichnet werden. Mit einem Orden beispielsweise. Allerdings kann eine Ordensverleihung durchaus auch etwas ganz Besonderes darstellen – dann nämlich, wenn die Umstände besondere sind, unter denen sie sich vollzieht.
Der Fakt: Im September vergangenen Jahres erhielt der BRD-Militärattaché in Chile, Oberstleutnant Hans-Jürgen Müller-Borchert, den „Estrella Militar de las Fuerzas Armadas", den Verdienstorden der chilenischen Streitkräfte. Welche Verdienste hat der Angehörige der Bundeswehr aufzuweisen, daß er derart von einer blutbesudelten Militärjunta geehrt wurde? Der Bundeswehr-Oberstleutnant hat die Junta und ihre brutalen Unterdrükkungspraktiken mehr als einmal ganz öffentlich in den höchsten Tönen gelobt und gleichzeitig den wachsenden Widerstand des chilenischen Volkes in übelster Weise verunglimpft. Angesichts der weltweiten Proteste mußten den Junta-Mitgliedern die öffentlichen Erklärungen des BRD-Militärattachés wie eine Heilsbotschaft vorgekommen sein. Zum Beispiel, als Müller-Borchert erklärte, „schuld an den terroristischen Aktionen" sei der „internationale Kommunismus". Oder als er behauptete, daß die chilenischen Streitkräfte ja nur die „Freiheit im Lande schützen" würden!
Hier werden von einem offiziellen BRD-Vertreter die historischen Tatsachen auf den Kopf gestellt: Seit dem faschistischen Militärputsch im September 1973 befindet sich das Land in einem permanenten Kriegszustand, hat das Regime etwa 200000 Menschen ohne Gerichtsurteil inhaftiert, wurden in den 13 Jahren Militärdiktatur rund 30000 Andersdenkende ermordet. Alles im Namen „der Freiheit" – der Freiheit der schrankenlosen Ausbeutung durch die Monopole. Und dieser Bundeswehr-Oberstleutnant stand durchaus nicht allein. Zu seiner Ordensverleihung wurde er begleitet. Vom BRD-Botschafter in Chile Horst Kulak-Ublik. Dieser erklärte zwar hinterher, er habe die Veranstaltung vor Schluß demonstrativ verlassen, doch am Fakt selbst ändert dies nichts. Zumal er bei einer früheren Gelegenheit erklärt hatte, es sei falsch, Pinochet und seiner Junta „Machtbesessenheit" vorzuwerfen; er wolle nur warten, bis „der Erziehungsprozeß beendet ist und das Land über eine neue geläuterte Parteienstruktur verfügt". Massenmord als Erziehungsprozeß zu bezeichnen, welche enge Ordens-Brüderschaft muß sich hinter solchen Worten verbergen?
Was bedeutet es schon, daß der BRD-Militärattaché „in Urlaub" geschickt wurde, um ihn aus der Schußlinie zu nehmen? Seine neue Dienststellung steht schon fest: im „Amt für Studien und Übungen der Bundeswehr" in Bensberg bei Köln. Sicher kann er dort seine im Chile der faschistischen Junta gesammelten Erfahrungen einbringen. Wo es doch gegen „den internationalen Kommunismus" geht... R. R.

AR International

- **Sein Amt** als Vorsitzender des NATO-Militärausschusses trat am 1. Oktober 1986 der Bundeswehr-Viersternegeneral Wolfgang Altenburg an, nachdem er seit 1. April 1983 Generalinspekteur der stärksten konventionellen NATO-Armee Westeuropas gewesen war. Das Amt in Brüssel ist das höchste, das der imperialistische Militärpakt für einen Offizier bereithält. Altenburg ist nach den Bundeswehr-Generalen Heusinger (von 1963 bis 1964) und Steinhoff (von 1971 bis 1974) der dritte General der Bundeswehr in dieser Funktion. Dem NATO-Militärausschuß, dem die Generalstabschefs der Mitgliedstaaten angehören – Frankreich und Island sind nicht vertreten – obliegt es westlichen Presseveröffentlichungen zufolge, „festzustellen, was für die gemeinsame Verteidigung notwendig ist". Zur Erläuterung: Der bisherige Generalinspekteur der Bundeswehr kann jetzt dem Obersten Befehlshaber Europa, dem Obersten Befehlshaber Atlantik und dem Obersten Befehlshaber Ärmelkanal vorschreiben, was diese auf der halben Erdkugel zu tun und zu lassen haben! Damit ist die globale Funktion dieses Amtes gekennzeichnet, was wiederum ein Licht wirft auf die entscheidende Rolle, die die Bundeswehr in der NATO spielt.
- **Das erste einer Serie** von vier neuen nukleargetriebenen strategischen Raketen-U-Schiffen für die Streitkräfte Großbritanniens heißt „H. M. S. Vanguard". Seine Kiellegung erfolgte am 3. September 1986 auf der Vickers-Werft in Barrow in Nordwestengland. Als Bewaffnung dieses neuen Typs wurde die US-amerkanische Trident-Rakete ausgewählt, mit der bereits die strategischen Raketen-U-Schiffe der Ohio-Klasse in den USA ausgerüstet sind. Das Trident-System soll Anfang der neunziger Jahre eingeführt werden. „Dann", so die BRD-Zeitung „Hamburger Abendblatt", „würde London über vier gewaltige, etwa 18000ts verdrängende Unterseekreuzer mit 64 Atomraketen zu je 14 Sprengköpfen verfügen. Die Raketen können 896 Ziele in einer Entfernung von beinahe 10000 Kilometern erreichen." Die vier britischen Raketen U-Boote der Resolution-Klasse

verfügen derzeit über 64 Polaris-Raketen mit je drei Sprengköpfen, die eine Reichweite von 4000 km haben.

- **Zu einer „Totengedenkfeier"** für SS-Soldaten hat sich der USA-General Raymond E. Haddock, Kommandeur der in Westeuropa stationierten Pershing-2-Einheiten, Anfang August 1986 mit ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS und heutigen Funktionären der in der BRD offiziell zugelassenen SS-Nachfolgeorganisation HIAG getroffen. Auf die auf diesem Treffen von dem USA-General gezeigte „freundschaftliche Verbundenheit" mit Veteranen der ehemaligen Waffen-SS wiesen die „Stuttgarter Nachrichten" vom 15. August 1986 hin. Danach kämen seit zehn Jahren in Lippach ehemalige Angehörige der früheren Waffen-SS zu sogenannten Gedenkfeiern und Kranzniederlegungen zusammen. Im vergangenen Jahr wäre der USA-General in Uniform, begleitet von weiteren Offizieren der USA-Streitkräfte, bei den Militaristen erschienen. Trotzdem wäre die Zusammenkunft im Nachhinhein als „Privatangelegenheit" deklariert worden.

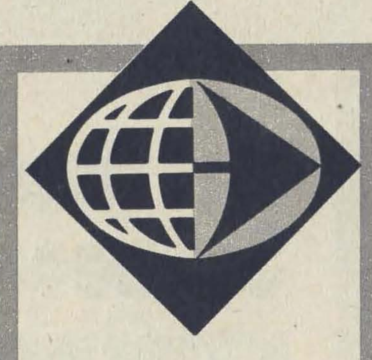
- **Frankreichs** Militärbudget für 1987 ist nach Angaben der französischen Nachrichtenagentur AFP um 6,9 Prozent auf 169,2 Milliarden Franc aufgestockt worden. Wie aus dem Dokument hervorgeht, liegen die Ausrüstungskosten erstmals seit nahezu 20 Jahren über dem Anteil für die Verwaltung. Die zusätzlichen Gelder wie auch der umstrukturierte Teil des Militärbudgets sollen in eine Modernisierung der Streitkräfte investiert werden. Vor allem sei dabei an den Bereich der mit Nuklearwaffen bestückten U-Schiff-Flotte sowie an die taktischen Luftstreitkräfte gedacht worden. Aber auch die konventionellen Verteidigungskräfte – Jagdbomber des Typs Mirage 2000, AMX-Panzer und minensichere Kriegsschiffe – sollen verbessert werden.

AR zitiert

„Unter mehreren militärischen Atomanlagen in den USA tickt möglicherweise eine Zeitbombe: Einer Studie des amerikanischen Bundesrechnungshofes (GAO) zufolge ist das Grundwasser unter acht von neun überprüften Anlagen mit radioaktiven Stoffen oder Chemikalien oder mit beidem verseucht. Senator John Glenn schlug am 25. September Alarm. Er nannte das Ergebnis der GAO-Untersuchung erschreckend und forderte schnelles Handeln, damit eine Katastrophe abgewendet werde, deren Folgen womöglich so schwerwiegend sein könnten wie die des Reaktorunglücks in Tschernobyl. Dem GAO-Bericht zufolge wurden im Grundwasser unter mehreren militärischen Atomanlagen Werte der Verseuchung mit Lösungsmitteln gemessen, die für Trinkwasser gesetzte Grundwerte um das Eintausendfache überschritten. Der Bundesrechnungshof ist eine Institution des amerikanischen Kongresses."
USA-Nachrichtenagentur AP am 26. September 1986



Dieser sogenannte Erprobungsträger mit der Bezeichnung Hard Mobile Louncher soll als mobiles Startgerät für die neue Interkontinentalrakete Midgetman dienen, die in den neunziger Jahren in die strategischen USA-Streitkräfte eingeführt werden soll.



In einem Satz

In Österreich haben die Streitkräfte des Landes ihre größten Manöver seit 1945 durchgeführt; 33000 des rund 54000 Mann starken Bundesheeres waren im Oktober vergangenen Jahres daran beteiligt.

Ein Tornado der BRD-Luftwaffe hat im September 1986 im niederbayerischen Landkreis Kehlheim eine Übungsbombe verloren, wobei der Sprengsatz zündete, jedoch Personen nicht zu Schaden kamen.

Zehn Geräte, die Spuren aller Drogen – eingeschlossen Heroin und Kokain – im Urin feststellen sollen, wurden zum 1. Januar 1987 in die britischen Streitkräfte eingeführt, obgleich betont wurde, daß das Rauschgiftproblem bei den britischen Streitkräften „sehr klein" wäre.

Die Bundesmarine bildet erstmals seit 1975 wieder Reserveoffziere aus, wozu im vergangenen Jahr bereits 60 Wehrpflichtige ausgewählt worden seien, teilte das BRD-Verteidigungsministerium mit.

Die 95 Waffenprogramme, die den Kern des Hochrüstungskurses der Reagan-Administration bilden, sollen nach Darstellung der USA-Militärzeitung „The Stars and Stripes" 763,62 Milliarden Dollar kosten.

In den Niederlanden sind auf dem Luftwaffenstützpunkt Woendsrecht im Oktober 1986 die ersten USA-Soldaten eingetroffen, die dort die Stationierung von Cruise Missiles im Jahre 1988 vorbereiten sollen.

Redaktion: Rainer Ruthe
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv

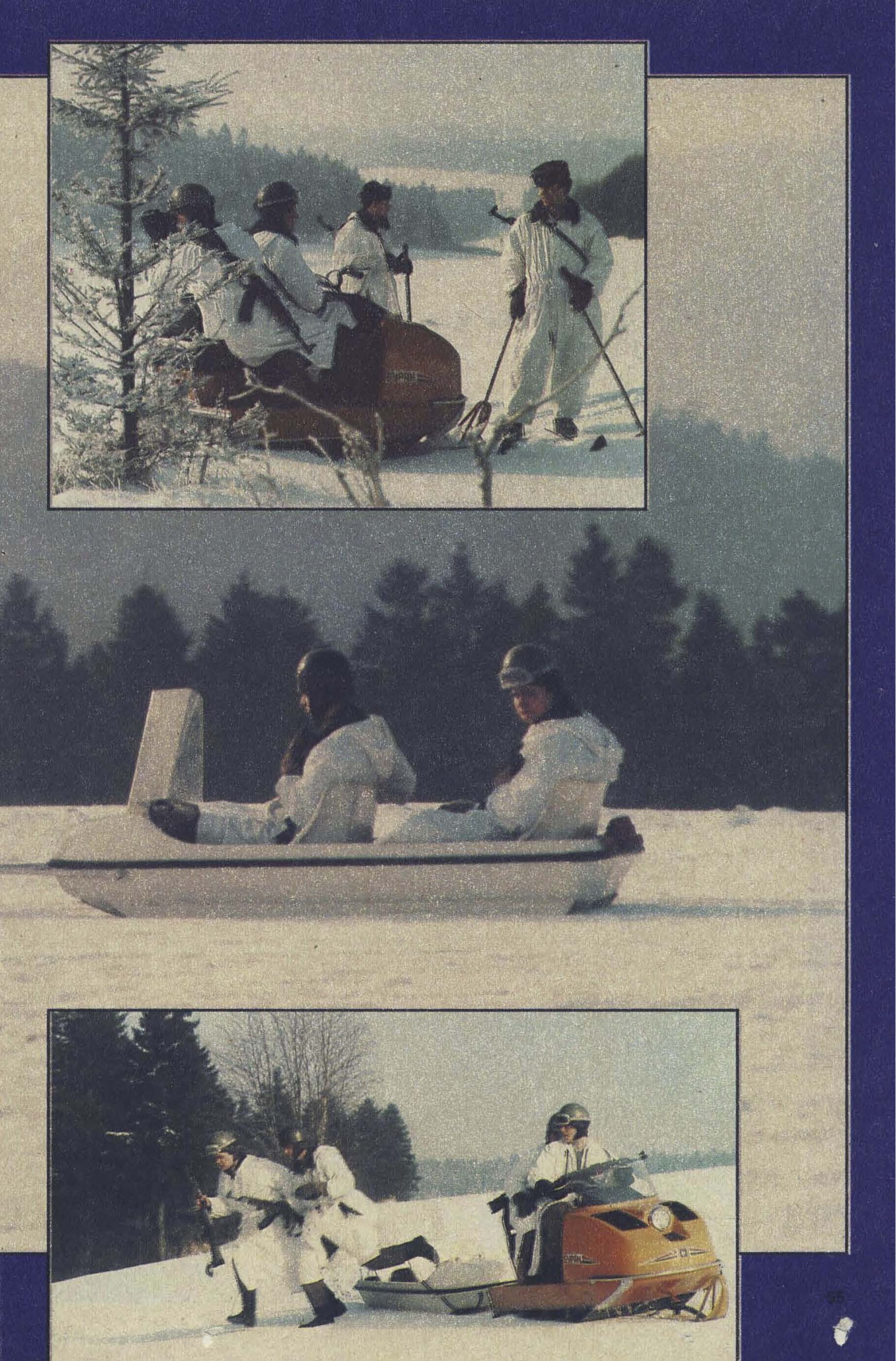
Mit dem Schneemobil unterwegs



Soldaten des Grenzregiments „Herbert Warnke" im Einsatz mit dem Motorschlitten „Buran". Wolfgang Fröbus nahm ihre Spuren auf und fotografierte sie bei ihrem Grenzdienst.









Seit 1976 besteht diese Rockband. Mit ihrer sowohl rockig als auch melodisch angelegten Musik behauptet sie einen vorderen Platz in der Publikumsgunst. Die Musiker sind Absolventen der Musikhochschule „Carl Maria von Weber" Dresden. Dort erwarben sie die solide Basis für das handwerkliche und musikalische Können, mit dem sie ihre Fans überzeugen. Die meisten Titel der Band komponiert Keyborder Frank Zückmantel. Die Texte schreibt Brigitte Stefan. Darin verarbeite die Sängerin Themen und Anregungen, die sie aus dem immer wieder gesuchten Dialog mit dem Publikum entnimmt. Nicht nur zu Hause in der DDR hat die Band Erfolg bei Fernsehauftritten und besonders bei ihren Live-Konzerten. Auch das Publikum in der ČSSR, der UdSSR und in der VR Polen, wo ein Fernsehkonzert aufgezeichnet wurde, erlebte die intensive und originelle Musik dieser DDR-Rockband. 1984 erschien ihre Single (AMIGA 456562) mit den Titeln „Allein" und „Tastenmann"; 1985 kam ihre LP heraus (AMIGA 856143) Neuester Titel von Brigitte Stefan & Meridian: „Spiele der Nacht".

Autogramm-Anschrift: Heinz Putz, Erich-Mühsam-Straße 21, Karl-Marx-Stadt, 9006

Bild: Günter Gueffroy



Geschichten aus dem alten Berlin

Aufgeschrieben von Georg W. Pijet und illustriert von Hajo Eggstein

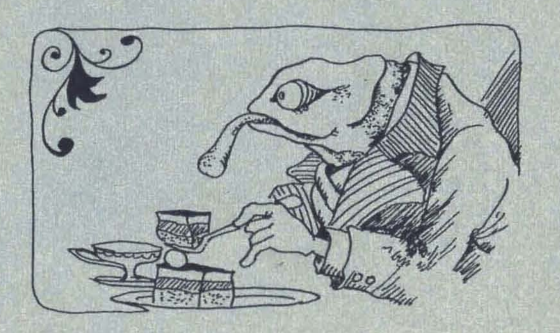
Die Biersteuer

Bürgermeister und Rat von Alt-Berlin hatten eine Biersteuer beschlossen, die den heftigsten Protest der Berliner hervorrief. Dem Rat wurde die Meldung hinterbracht, daß sich Bürger zusammenrotteten, um sich zu Mitternacht des Bürgermeisters und der Räte zu bemächtigen und durch einen neuen Rat zu ersetzen. Im Rathaus beriet man, wie der Angriff abzuwehren sei. Man kam jedoch über den Beschluß, dem Kommenden furchtlos ins Auge zu blicken, nicht hinaus. Um elf bereitete man sich beiderseitig zum Angriff vor. Pistolen wurden gestopft und Messer gewetzt. Endlich begann die Glocke der Stadtkirche zu schlagen, aber sie brachte nur einen mageren Ton heraus. Auch von St. Marien und St. Hedwig hörte man nur einen Ton. Rebellen wie Räte wischten sich den Schweiß von der Stirn und meinten: „Nun haben wir die Rebellion verpaßt." Kurz bevor sich die Räte wieder schlafen legen wollten, pochte es am Tor. Der Nachtwächter begehrte Einlaß. Er berichtete den verdutzten Räten, daß er alle Kirchenuhren eine Stunde vorgestellt habe. Darauf beeilten sich Bürgermeister und Räte schleunigst, eine Bekanntmachung am Ratstor anzuschlagen, derzufolge die Biersteuer wieder aufgehoben werde. Die Berliner schüttelten den Kopf. „So janz ohne een klenet bißken Rebellion – det ist een Wunder."

Die Unterbrechung



Einst wurde in Alt-Berlin ein neuer Bürgermeister eingesetzt. In die feierliche Begrüßungsrede des Ratsvorstehers hinein schrie laut und disharmonisch ein Esel. Der Ratsvorsteher unterbrach ärgerlich seine Ausführungen und rief zurechtweisend in die Versammlung: „Es soll immer nur einer nach dem anderen reden, sonst versteht man die Ansprachen nicht."



Politik und Kuchen

Die Konditorei des alten Stehely am einstigen Gendarmenmarkt war der Treffpunkt des geistigen und politischen Berlin. In seiner „Roten Stube" lagen Zeitungen aller Couleur aus. Stehely kannte nicht nur die kulinarischen Wünsche seiner Gäste, sondern auch deren politische Gesinnung. So kam es, daß man bei ihm Persönlichkeiten der verschiedensten Anschauungen traf, die bei ihm mit Wohlgefallen ihren Kaffee schlürften und dazu ihr Leibblatt genossen. Theodor Fontane, auch zeitweilig Gast in der Konditorei, drückte Stehely seine Verwunderung darüber aus, wie trefflich es ihm gelänge, alle Gäste mit der gleichbleibenden Höflichkeit zu bedienen. „Wie aber, lieber Stehely, steht es mit Ihrer eigenen Gesinnung?" befragte ihn Fontane. Lächelnd antwortete der Konditor: „Ach, Gott, Herr Fontane, damit ist es wie mit meinem Kuchen: Er soll allen schmecken."

Feuersirene 1850

Hundertachtzig Nachtwächter bewachten damals Berlins Sicherheit. Auch eine freiwillige Feuerwehr gabs. Wenn der Nachtwächter einen hohen Ton blies, brannte es auf dem rechten Spreeufer. Der tiefe Ton alarmierte die Wachen auf dem linken. Meist kamen die Wehren erst zum Feuer, wenn es

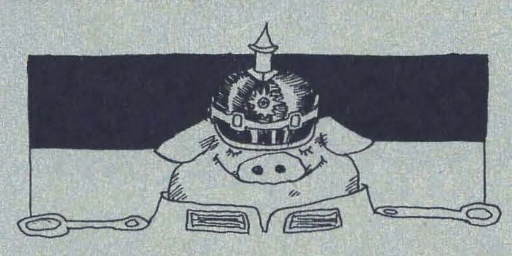
in bester Blüte stand. Zwei Feuerwehrmänner erreichten einmal den Brandherd. „Und wo ist nun das Feuer?“ fragten sie. Ein Schusterjunge wies auf den kohlenden Rest. „Det Feuer war flinker als eure Stiebeln.“

Schweigegeld

Im Jahre 1841 kam es während des Karnevals im Gesellschaftshaus „Ressource“ in der Oranienburger Straße zu einer heftigen Schlägerei. Ein preußischer Prinz mit seinen Offizieren behelligte die Tanzenden mit Zoten. Dabei gossen sie ihre Weingläser über ihnen aus. Darauf wurde der Prinz samt Anhang von den Handwerkern verprügelt. Zwar flüchteten sie, aber ihre Blamage sprach sich in Berlin herum. Spottgedichte kursierten. Der König ließ die Zensur dagegen einschreiten. Der Prinz aber zahlte seinem Verprügeler, einem Fleischermeister Hempel, tausend Gulden Schweigegeld. Dafür mußte er öffentlich erklären, daß er dem Prinzen kein Härchen gekrümmt habe. Augenzwinkernd erklärte Hempel seinen Freunden: „Uff diese Weise hat jeder det seine bekommen: Ick meine Julden, det Volk seinen Spaß und der Prinz sein Fett.“

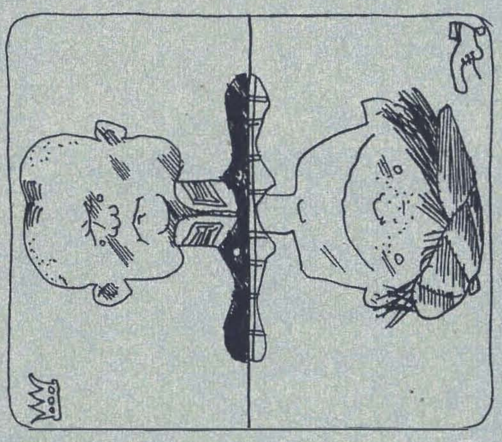
Dressiertes Schwein

Wladimir Durow, Clown des Moskauer Zirkus, trat am 21. September 1906 im Berliner Zirkus Schumann auf. Als besondere Attraktion führte er ein dressiertes Hausschwein vor, das in der Zirkusarena einer preußischen Pickelhaube nachjagte, um sie sich unter dem Jubel der Zuschauer über den Schweineschädel zu stülpen. Hocherhobenen Hauptes paradierte es damit an Durows Seite durch den Raum, wobei dieser ein „Endlich erreicht!“ – einen Ausspruch Kaiser Wilhelms II. – ausstieß. Daraufhin verbot die Polizei jeden weiteren Auftritt Durows.



Gemeinsamkeit

Karl Liebknecht nahm sich des russischen Clowns an, um seine Auftrittsrechte in Berlin durchzusetzen. Als dieser einmal Liebknechts Anwaltsbüro in der Chausseestraße 121 betreten wollte, wurde er vor dem Haus von Kriminalpolizei verhaftet, weil man ihn für einen Spion hielt. Liebknecht erwirkte seine Entlassung und setzte auch seinen Wiederauftritt in Berlin durch. Nach dem Prozeß erklärte Liebknecht: „Die Verhaftung galt nicht Ihrer Person, aber unserer beider Gesinnung galt sie auf alle Fälle.“



Das Aas

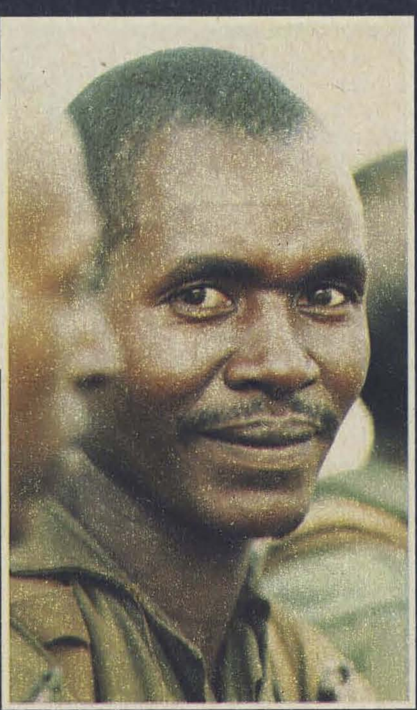
Die „Linden“ waren für den Empfang des Königs geschmückt. Alles gaffte in Richtung Brandenburger Tor. Ein Schusterjunge hing am Ast einer Kastanie. Ungeduldig rief er in die Menge: „Det Aas kommt noch immer nich.“ Ein Polizistenohr hatte das Wort aufgefangen und schüttelte den Jungen vom Baum. „Wat meenste damit, verdammter Bengel?“ Seelenruhig antwortete er: „Ick meene bloß Ede aus der Petristraße. Wen meenten Sie denn, Herr Wachtmeester?“

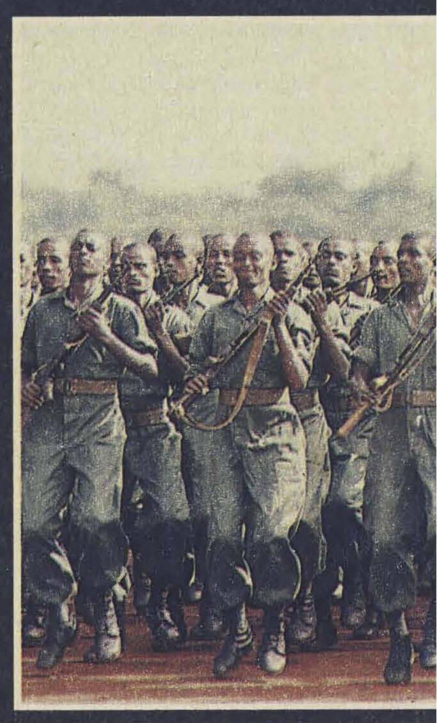
„Die ulkije Kruke“

Spreegasse hieß die spätere Sperlingsgasse, in der im Jahre 1854 der Studiosus Wilhelm Raabe über der Klempnerei Knothe eine Dachkammer bezog. Viel Raum bot sie ihm nicht, dafür aber einen weiten Blick über Gärten und Felder. Das Geld war ihm kein anhänglicher Begleiter, so daß er die Destille nur betrat, um seinem Magen einen Kalmus zu genehmigen. Solche Besuche nutzte er gehörig aus, um unbeobachtet den Gesprächen der Schiffer und Handwerker zu lauschen. Ein paar Jahre später konnten dann die Berliner in seiner „Chronik der Sperlingsgasse“ nachlesen, was er sich aus ihren Erzählungen zusammengesponnen hatte. Auch der Destillenwirt hörte von dem Buch und winkte ab. „Ick weeß schon, det war die ulkije Kruke, die hier unten immer Maulaffen feilgehalten hat. Jetrunken hat er immer bloß eenen kleenen Kalmus for seinen schwachen Magen. Wat kann so eener schon schreiben, der nich eenmal meinen Schnaps jekostet hat?!“

☆☆☆☆☆







Zu den Ereignissen in der mehrtausendjährigen Geschichte ihres Landes, zu den tiefgreifenden Veränderungen seit der Revolution von 1974, zu den anspruchsvollen Zielen auf dem sozialistischen Entwicklungsweg sagen die Äthiopier



TIGLACHIN





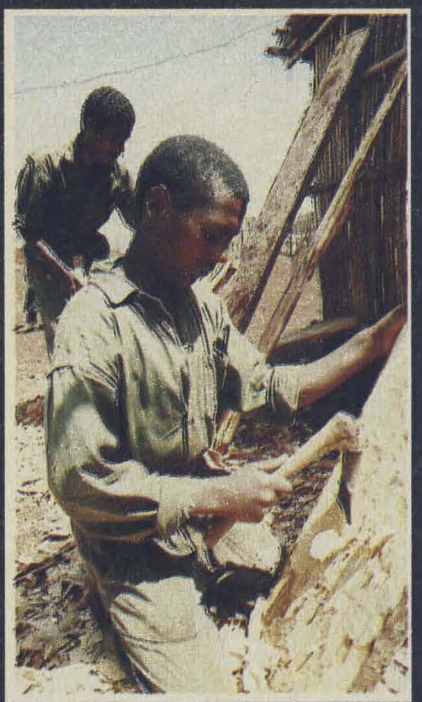


☆☆☆☆☆

Im Ausbildungszentrum Camp Tatek werden junge Wehrpflichtige auf ihren zweijährigen Dienst in den Revolutionären Streitkräften Äthiopiens vorbereitet. Die 18- bis 30jährigen erlernen aber nicht nur das militärische Einmaleins. In Diskussionsrunden des Jugendverbandes beteiligen sie sich an politischen Gesprächen, wie sie Soldat Solomon Yifru leitet; sie tragen in Tanz- und Instrumentalgruppen Lieder und Tänze vor. Und sie erwerben beim Holzbearbeiten, Mauern, Schmieden, Weben usw. berufliche Fertigkeiten.









UNSER KAMPF

Oberstleutnant Bernd Schilling berichtet von seiner Reise in das Land am Horn von Afrika und zu dessen Revolutionären Streitkräften

Was bedeutet Tatek? Es interessiert mich sehr. Schließlich heißt die Wochenzeitung der äthiopischen Streitkräfte so, deren Redaktion mich betreut. Schließlich trägt diesen amharischen Namen auch das Ausbildungszentrum für Wehrpflichtige, das wir besuchen wollen. Und außerdem hatte ich das Wort im Vorbeigehen bei einem Straßenhändler gehört, der mit einem Käufer um den Preis eines Ledergürtels gefeilscht hatte. Was also heißt Tatek?

Auf der Fahrt in das fast 400 Kilometer von Addis Abeba entfernt liegende Camp Tatek ist Zeit und Gelegenheit, die Frage an meinen Journalistenkollegen Leutnant Lemma Belayneh weiter-



zureichen. Lemma sucht nach der treffendsten Übersetzung. Heraus kommt letztlich: „Tatek heißt ‚Gürte dich!'" Aha, denke ich, ins Camp-gürte-dich sind wir also unterwegs! Was im ersten Moment wie eine märchenhafte Zauberformel klingt, liegt in jahrhundertealten wehrhaften Traditionen des äthiopischen Volkes begründet. Sich gürten, das steht für die Waffe umschnallen, sich rüsten zum Kampf, bereit, streitbar, wehrhaft sein. Ich werde daran denken, wenn ich das Koppel trage!

Eine Tagesreise auf afrikanischer Überlandstraße – das ist ein Erlebnis für sich. Die Fahrt verläuft interessanter als jeder Dokumentarfilm, weil die eigenen Augen Panorama-Kamera sein können. So sehr mich aber die Unberührtheit des ländlichen Lebens fasziniert, so sehr mich die Wildnis gefangennimmt – ich hoffe und wünsche sehr, daß sich das harte Leben der Menschen hier rasch bessert, und freue mich mit ihnen über jedes Zeichen des Vorankommens: eine Wasserzapfstelle, Futtersilos einer Bauernvereinigung, riesige Felder eines Staatsgutes, Schleppdächer, unter denen Mähdrescher aus Sachsen und Traktoren aus Schönebeck stehen, Neubauernsiedlungen ... Erfolge aus eigener Kraft und durch Freundeshilfe. Unterwegs – Holzgerüste mit Losungen. Nicht nur einmal übersetzt Lemma: Unser Kampf gilt einem besseren Leben – Tiglachin! Diese Losung lebt überall.

Soldateneinmaleins im Camp Tatek

Als festgefügtes und sauber gemauertes Soldatenstädtchen inmitten einer Acker- und Plantagenlandschaft empfängt uns Camp Tatek. „Wir haben hier ausgezeichnete Bedingungen für die Ausbildung der Wehrpflichtigen", sagt Oberst Eshetu Beladchew, der 43jährige Kommandeur, nach der Begrüßung. „Wir können die theoretische und praktische militärische Ausbildung, aber auch die Freizeitgestaltung, die berufliche Qualifikation, die Weiterbildung überhaupt auf hohem Niveau sichern. Na, das werden Sie ja alles selbst sehen können."

Damit ist im groben mein Arbeitspensum umrissen. Leutnant Essayas Mekuria, ein Politoffizier, stimmt mich noch detaillierter ein. „Fünfeinhalb Monate sind die 18- bis 30jährigen Wehrpflichtigen jetzt zur Grundausbildung hier. Noch 14 Tage, und sie werden zum zweijährigen Wehrdienst, den es seit 1983 gibt, in ihre Einheiten versetzt", berichtet er. „Die Kommandeure sind junge Offiziere, Mitglied der Arbeiterpartei. Wie alle 181 Mitglieder und Kandidaten unserer Grundorganisation nehmen sie vor allem Einfluß darauf, die Kampfbereitschaft der Einheiten zu stärken, so wie es der Auftrag der Partei von ihnen verlangt."

Am folgenden Tag spüre ich das vor allem an der straff organisierten Ausbildung in der 1. Brigade, seiner besten, wie Oberst Eshetu ausdrücklich betont. Auf einem mehrere Fußballfelder großen, roterdigen Platz hat der 26jährige Hauptmann Tilahun Eshete seine Einheiten zum Exerzieren antreten lassen. Marschübungen, Wendungen, Gewehrgriffe. Wer selbst schon solche Übungen mitgemacht oder geleitet hat, der weiß, daß es bis zur einheitlichen Ausführung der Kommandos – selbst in einem Zug – oft ein schweißtreibendes Stück Arbeit ist. Die dunkelhäutigen Burschen in den grünen Ausbildungsuniformen demonstrieren alles in Sechzehnerreihen bataillonsweise, und zwar sehr korrekt!

Nichts Neues bei Leutnant Gebre?

Schießausbildung. Handgranatenzielweitwurf, Dreieckzielen, Erläutern von Zielfehlern, schließlich das Schießen selbst. Wie gehabt, denke ich. Warum auch nicht? Daß die Revolutionären Streitkräfte Äthiopiens Erkenntnisse und Erfahrungen der sozialistischen Bruderarmeen übernehmen – was liegt näher! Leutnant Gebre Mariam leitet die Station „Zielfehler". Jeder seiner 33 Schützlinge hat eine verstellbare Metallschablone in den Händen, auf der, entsprechend unterschiedlichen Vorgaben, Haltepunkte eingestellt werden müssen. Nach jeder Aufgabe läßt sich der Zugführer von ein, zwei Soldaten die Schablone zur Kontrolle reichen, wertet er die Ergebnisse mit allen aus. Als besonders flink erweist sich der 20jährige Alemu Gebre, der beste MPi-Schütze des Zuges.

Die nächste Ausbildungsstation ist sehr geräuschintensiv. Auf einem großen, aluminiumbeschlagenen Tisch werden MPi auseinandergenommen und zusammengesetzt. Da es um Sekunden geht – bei 14 gibt's die Bestnote 5 – scheppert es beim hastigen Ablegen der Teile dutzendfach. Ein kleiner, drahtiger Soldat unterbietet mehrfach die Bestnorm. Zuletzt liegen nach neun Sekunden die Teile der Waffe auf dem Tisch. Mit großer Anstrengung und Konzentration, so beobachte ich, geht der Soldat zu Werke. „Das ist Woryu Matadyo", stellt mir Kompaniechef Leutnant Mesfiu den Soldaten vor. Der ist mit seinen 28 Jahren schon einer von den älteren Wehrpflichtigen, ein Bauer aus der Südregion Sidamo. Zögernd, bruchstückhaft, nach den rechten Worten suchend, antwortet er auf die Frage, wie er mit der Armeezeit bisher zurechtgekommen sei. „Es ist schwer. Die Trennung von der Familie ... Das erste Mal weg von zu Hause ... Die neuen Lebensgewohnheiten hier ... Vor allem der strenge Tagesablauf ... Die vielen Stunden Unterricht ..."

Das andere gehe, die körperlichen Anforderungen empfinde er nicht als belastend. Harte Arbeit sei er gewöhnt. Auch, den ganzen Tag auf den Beinen zu sein. Von alleine wachse auf seinem Acker auch nichts Gescheites! – „Sie



geben sich große Mühe bei den Normüberprüfungen ...", sage ich mit einem fragenden Unterton. Er sieht mich an, nachdenklich, ernst, sagt leise: „Es gibt immer noch Überfälle und viele Opfer, Banditen, denen unsere Entwicklung nicht paßt. Jeder muß da bereit sein, auch für einen Kampf. Und eine Sekunde – das kann das Leben bedeuten. Deshalb." – Da war es wieder, dieses Tatek – bereit sein. Wie Woryu sind in Äthiopien nahezu 90 Prozent der Bevölkerung auf dem Lande zu Hause. Sein Denken, seine Haltung zum Wehrdienst stehen sicher für viele andere Soldaten auch.

Politdiskussion und Fahara

Zugweise untergebracht sind die Soldaten in hellen, luftigen Räumen mit Doppelstockbetten. Geräumige Flachbauten als Speisesäle und Soldatenklubs. Vor dem Klub seiner Brigade erklärt mir Unterleutnant Teferra Mulugeta, daß momentan eine Diskussion zur Geschichte der WPE (Workers Party of Ethiopia – Arbeiterpartei) stattfinde. Nun ist mein erster Gedanke: Wäre es nicht zweckmäßig, wenn der Offizier, der ja Parteimitglied ist und zudem Politstellvertreter der Brigade, wenn also er diese Diskussion leitete? Genosse Teferra verneint. Das sei eine Veranstaltung des Revolutionären Jugendverbandes (REYA), vorbereitet durch ein Diskussionskomitee, in das stets sechs oder sieben geeignete Soldaten gewählt würden. Sie erarbeiten, selbstverständlich mit Unterstützung der Parteimitglieder, Informationen und leiten die Diskussion. Ich sehe mich um. Etwa 200 Soldaten im hellen Drillich sitzen auf den Bänken. Vorn ein kleines Präsidium. Am rotbetuchten Rednerpult Solomon Yifru, ein souverän auftretender junger Arbeiter. Es geht um die Gründung der marxistisch-leninistischen Partei im September 1984, um die führende Rolle der WPE in allen gesellschaftlichen Bereichen beim Aufbau des Landes und in der Armee, um das Vorbild der Partei- und der REYA-Mitglieder.

Aus einem anderen Klub schallen mir Gesang, Instrumentalmusik und rhythmisches Klatschen entgegen. Das Kulturensemble der 1. Brigade bietet den Soldaten Tänze und Lieder. Die Begeisterung greift im Nu auf alle Klubbesucher über. Und bei den Soldaten- und Kampfliedern, den Fahara, stimmen sie kräftig mit ein.

Vorbei am Fußballplatz, an der Sturmbahn mit ihren Balance und Mut abfordernden Kletterhindernissen, durch das Berufsausbildungszentrum, wo Soldaten in der Freizeit Tischlern, Schmieden, Weben, Gerben, Schnitzen, Flechten u. a. erlernen können, geht es zum Kulturpalast. Palast trifft es wirklich. Es ist ein modernes Haus des Lernens und der Erholung, 800 Plätze für Kinobesucher, eine Bibliothek mit nahezu 7000 Bänden, ein Fotolabor ...

Injera und Wot

Inzwischen knurrt die Magenuhr offensichtlich nicht nur bei mir. Die Genossen wollen wissen, ob ich das äthiopische Nationalgericht Injera und Wot mit ihnen essen würde. Was für eine Frage! Von Abebech Mamo, einer jungen Köchin, bekomme ich das Gericht taufrisch serviert: großporige, schwammigweiche, etwa einen halben Zentimeter dicke, wie säuerlicher Brotteig schmeckende Fladen – die Injeras. Darauf das Wot, eine Art Rindergulasch, und Gemüse, beides sehr scharf gewürzt mit Berbere. Das ist eine dicke dunkelrote Soße aus nahezu allen Gewürzen des Landes. Mit den Fingern ein Stück Fladen abgerissen, über Fleisch oder Gemüse gestülpt, mit den Fingerkuppen zusammengedrückt und gegessen. Klappt auf Anhieb! Und ist sättigend.

Am Abend lädt der Kommandeur zum Essen ein. Er hat eine besondere Überraschung parat: Injera und Wot! Herrlich!

Mais – bis zum Horizont und zurück

Eines wollen mir die äthiopischen Genossen unbedingt zeigen: das „Hotel" des Yirma-Staatsgutes. 25 Kilometer auf einer Art Feldweg. Maisfelder rechts und links, so weit das Auge blicken kann. Jetzt, zu Beginn der Regenzeit, ein wogendes, sattes Grün. Wenn meinen Begleitern bei solchem Anblick das Herz vor Freude hüpft, so ist das verständlich. Sie haben miterlebt, was brennende Sonne und fehlende Niederschläge aus solchen Feldern machen können. Die verheerende Dürrekatastrophe betraf Millionen Menschen bis zur alles entscheidenden Frage: Leben oder Tod? Die Regierung hatte umgehend Entscheidendes und einzig Vernünftiges eingeleitet. Soforthilfe mit Nahrungsmitteln, transportiert auch durch eine Fliegerstaffel aus der DDR. Umsiedlung von Dürreopfern in fruchtbarere Landstriche. Von westlicher Seite wurde die „Zwangsumsiedlung" zum Anlaß genommen, eine Verleumdungskampagne ohnegleichen gegen die sozialistische Entwicklung anzuheizen. Aber das Leben in Äthiopien selbst sprach das Urteil. Hunderttausende Menschen blieben nicht nur am Leben, sie erhielten auch eine sichere Perspektive.

Das Kleinod des Staatsgutes ist erreicht. Mehrere Tukuls, die grasgedeckten Hütten, mit Übernachtungsmöglichkeiten, Plätze unter Bananenstauden und ... ein Wasserfall. 28 Meter tosen und sprühen die braunen Wasser in die Tiefe, haben dabei die kantigen Säulen des vulkanischen Basaltuntergrundes freigelegt.

Unterm Wansa-Baum und am Speicher

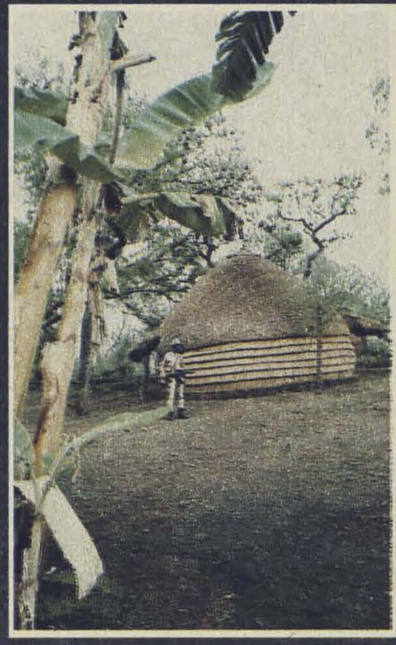
Unsere Rückreise nach Addis Abeba fällt auf einen bedeutsamen Feiertag, die Verfassungsdiskussion. Einleuchtend

☆☆☆☆☆

Farbenprächtige Vielfalt, wohin man auch blickt: gepflegte Ausbildungsanlagen, wie die viel Balance abfordernden Sturmbahnhindernisse; aus Bambus errichtete Tribünen des Sportplatzes; sogar das feurigrote Injera und Wot, das atemberaubend scharfe äthiopische Nationalgericht; festlich gekleidete Bauern auf buntgeschmückten Pferden waren auch am Tag der Volksaussprache zum Entwurf der Verfassung der künftigen VDR Äthiopien unterwegs. Einen Schuß Romantik atmen die Tukuls unter Bananenstauden im Naherholungszentrum des Yirma-Staatsgutes. Und unglaubliche Sukkulentenbäume!







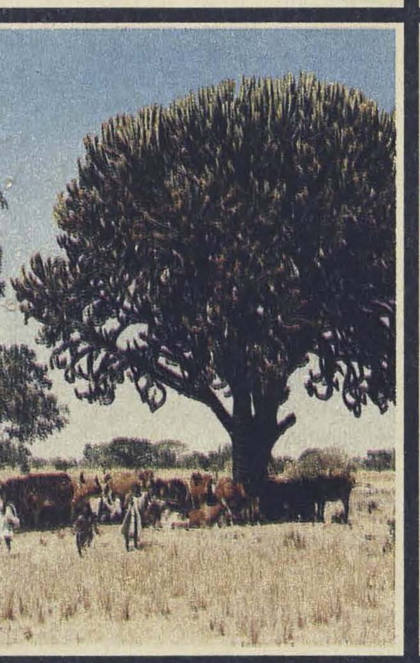


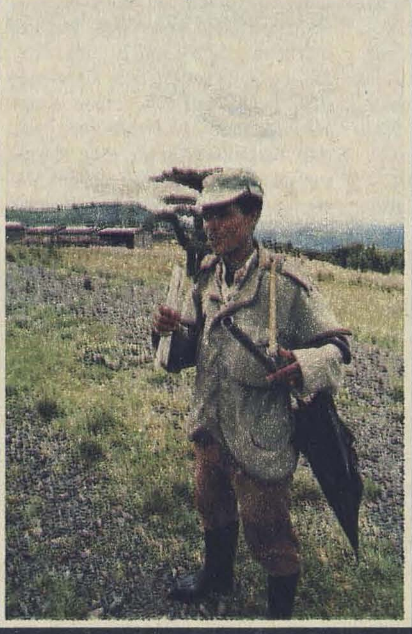
wird mir vor Augen geführt, was Brigadegeneral Feleke Shateh, Stellvertreter des Chefs der Politischen Hauptverwaltung der Revolutionären Streitkräfte, in einem Gespräch betont hatte: „Unter dem Kaiserregime war nur wenigen die Teilnahme am politischen Leben möglich. Seit Beginn der Revolution 1974 hat sich das grundlegend gewandelt."

Ich sehe das auf den Straßen. Hunderte Menschen im Sonntagsstaat, viele mit der weißbaumwollenen Shamma, einem über Kopf und Schulter geworfenen Tuch, Reiter mit buntgeschmückten Pferden unterwegs zu den Versammlungsstätten. Männer und Frauen, Jugendli-









☆☆☆☆☆

che und Greise. Die Plätze sind festlich geschmückt mit den grün-gelb-roten Staatsflaggen, aber auch einfach mit grünen Zweigen. Was ja wohl das einfachste ist – oberflächlich betrachtet. Mit einem Gedanken an die Dürre sieht man das anders.

An einer solchen Beratungsstätte halten wir. Es ist nicht, wie mehrfach beobachtet, ein riesiger Wansa-Baum, nein, das ist schon ein Stück neues Äthiopien. Gemauerte Speicher, dahinter eine ebenfalls neue Hochspannungsleitung. Ich fotografiere das – und mache im nächsten Moment Bekanntschaft mit der Wachsamkeit der bewaffneten Bauernmilizen. Der Landarbeiter Kebede Haile verlangt die Identifikation. Diese Frage ist schnell geklärt, und wir unterhalten uns. Aus der Jackentasche zieht Kebede eine Art Zeitung – den Verfassungsentwurf. Er hat ihn wieder und wieder studiert, sagt er, weiß also genau, wofür er seine Stimme gibt, wenn die Shengo, die oberste Volksvertretung der künftigen Volksdemokratischen Republik Äthiopien, gewählt wird. Das ist ihm gemeinsam mit dem Leutnant Essayas, dem Soldaten Woryu, dem Arbeiter Solomon, der Hausfrau Abebech und Millionen Menschen im Land, die heute lesen und schreiben können. 1987 sollen das alle Äthiopier sein. Und das in einem Land, das 1974 noch 93 Prozent Analphabeten hatte.

Bild: Oberstleutnant Bernd Schilling (14), ZB (3)

Soldaten schreiben für Soldaten

Schlüsseltechnologien



Während einer FDJ-Versammlung zum Thema Schlüsseltechnologien hatte der Gefreite Knobluch mit zuversichtlichem Lächeln erklärt: „Da ich von Beruf wissenschaftlicher Bibliothekar und so an das systematische Sammeln von Informationen gewöhnt bin, habe ich auch zu dieser Materie Notizen, Presseartikel, Fotos und grafische Übersichten zusammengetragen. Ich verpflichte mich, übers Wochenende eine schöne Anschauungstafel anzufertigen."

Heiter ging er auf seiner Stube ans Werk, verwendete als Unterlage eine kreisrunde Kunststoffplatte, wählte eine hellgrüne Bespannung und brachte den ersten Gestaltungsentwurf zu Papier. Doch bereits da spürte er die auf ihn zukommenden Schwierigkeiten. Er lächelte nicht mehr, wühlte nervös in seiner Stoffsammlung, wurde sich bewußt, daß er wohl oder übel auf den geplanten Ausgang verzichten müsse, wenn er die Wichtigkeit des Anliegens und die Fülle des Materials in einer kreisrunden Übersicht anschaulich und mit einem gewissen künstlerischen Niveau darstellen wollte. Mit beiden Händen schob er die Haut seiner Denkerstirn zusammen, um so eine tragende Idee herauszuquetschen. Die innere Reaktion war wohl auch deshalb gleich Null, weil sich seine Stubengenossen in der Zwischenzeit zu einem lustigen Ausgangstrupp formiert hatten und ihn mit ein paar Bemerkungen über sein „Schlüsselsolo" verließen. Knobluch geriet in Wut, fegte mit einer kräftigen Rechtsarmbewegung alles vom Tisch und rutschte dann auf dem blanken Fußbodenbelag herum. Dabei dachte er, daß das Mißlingen auch an der Begrenztheit des Tisches gelegen haben könnte, und er, wenn er das ganze Sortiment auf der wesentlich größeren Fußbodenfläche ordentlich ausbreitete, vielleicht doch noch einen annehmbaren Einfall haben würde.

„Denke, denke", sprach er vor sich hin. „Mikroelektronik ... Rechentechnik ... CAD/CAM ... umfassende Intensivierung als Hauptweg zur Stärkung der Landesverteidigung ... Schlüs-sel-tech-no-logien ..." Schlüssel ...

Wenn er nun in die Mitte des Kreises einen Schlüssel malte und um diesen herum Text und Bild arrangierte? Am Tisch skizzierte er mehrere Entwürfe. Jeder flog als Knäuel durch die Gegend.

In diesem Streß verlor er plötzlich die Nerven. Er schob alles, was herumlag, unter sein Bett und betrat mit dem Gesicht eines erfolglosen Erfinders den Kompanieflur, der bis auf den gerade etwas schreibenden UvD völlig verwaist war. Knobluch drehte eine Runde, sah durch ein Fenster auf das Kasernengelände, kühlte im Waschraum seine heißen Schläfen, schaukelte im Kompanieklub auf einem Stuhl und ging dann wieder in Richtung UvD, der diesmal telefonierte.

Da braute sich in Knobluchs Kopf etwas zusammen. Wie gebannt starrte er auf das Telefon. Als ihn Sekunden später ein Geistesblitz durchzuckte, benahm er sich wie der Musical-Professor Higgins, tänzelte und sang: „Mein Gott, jetzt hat sie's ..." Er stürzte in seine Stube zurück und arbeitete wie ein Wilder. In die Mitte der kreisrunden Unterlage setzte er ein gezeichnetes Telefon. In die zehn Löcher der Wahlscheibe schrieb er die wichtigsten Begriffe der Schlüsseltechnologie und verband diese durch weißen Bindfaden mit eindrucksvollen Farbfotos. Das Werk erfuhr am späten Abend des Sonntags seine Vollendung durch die kunstvoll im Kreis gesetzten Worte: „DIE NEUE TECHNIK MUSS UNS ALLEN SO VERTRAUT WERDEN WIE DAS TELEFON!"

Am Morgen des Montags erlebte Knobluch zwei Überraschungen. Zuerst hielt ihn der FDJ-Sekretär am Koppel fest und sagte: „Obwohl wir nicht der Einmannarbeit das Wort reden, muß ich dich loben. Eine ausgezeichnete Leistung. Du solltest Mitglied unseres Wandzeitungskollektivs werden."

Und dann, Knobluch traute seinen Augen nicht, war die Anschauungstafel verschwunden.

„Wo ist sie?" fragte er aufgeregt den UvD. Der antwortete in Anspielung auf die runde Form: „Der Politstellvertreter hat sie zu einer Beratung gerollt."

„Wozu?" wollte Knobluch wissen.

Der UvD lächelte.

„Na, wozu schon? Er ruft damit unsere Zukunft an!"

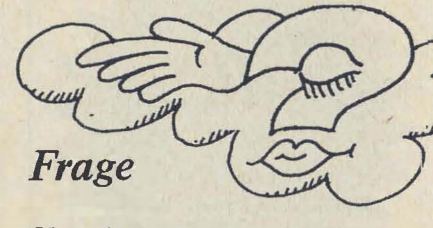
Unteroffizier d. R.
Kurt-Rudolf Böttger

Redaktion: Oberstleutnant Waldemar Seiffert
Illustration: Detlev Schüler

Liebeslied eines Soldaten

Liebste, laß mich dich wiederfinden.
Ich komme und entdecke dich neu,
dort, wo die Stille sich mit dem Rauschen
der Bäche verbindet,
dort entdecke ich dich neu.
Neu, so wie der nackte, klare Morgen,
frisch von der Dämmerung kaltem Hauch
laß uns barfuß die Erde umeilen.
Liebste, laß mich dich wiederfinden!
Ich komme und entdecke dich neu.
Nackt woll'n wir sein, wie das zarte grüne Gras,
und eins mit den vielen lebend' Dingen,
dann werd' ich dich wiederfinden.
Unsere Liebe wird neu.

Gefreiter d. R. Thomas Heldt



Frage

Ohne Antwort
bleibt das fragende Suchen
meiner Augen
in deinem Gesicht

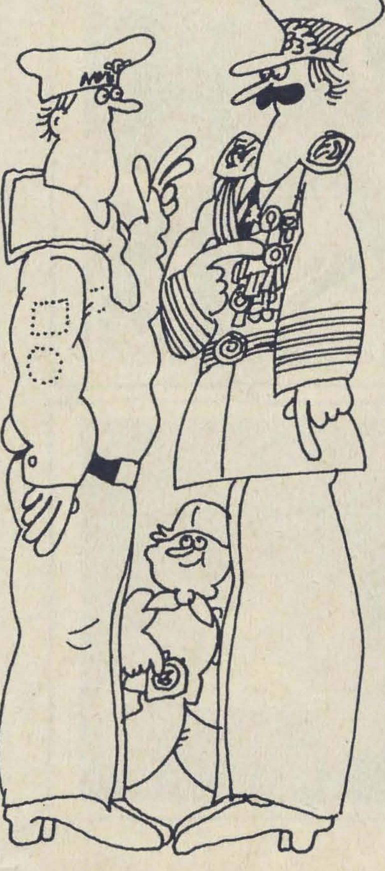
Ohne Antwort
das Spiel
meiner Hände
auf deiner Haut

Ohne Antwort
lassen deine stummen Lippen
meine Frage
nach uns ...

Manfred Schütz







Flottenbesuch

Kampfschiffe der Baltischen Rotbannerflotte waren vor Jahren Gäste der Volksmarine und der Stadt Rostock. Der letzte Tag des Freundschaftsbesuches war gekommen. Die Rostocker bildeten bereits an den Ufern der Warnow bis nach Warnemünde Spalier, um ihren Freunden einen Abschiedsgruß zuzurufen. Da gab Admiral Neukirchen dem sowjetischen Admiral Orjol das Geleit auf dessen Flaggschiff zum Abschlußappell.

Die Besatzung stand in Paradeaufstellung angetreten. Die beiden Admirale schritten die Front ab. Zum Entsetzen des sowjetischen Admirals waren die Uniformen seiner Matrosen nicht mehr vollständig. Bei einigen fehlten die Laufbahnabzeichen, bei anderen die roten Sterne an den Matrosenmützen. Bei einem Matrosen fehlte einschließlich der Mützenbänder alles, um ihn als solchen ansprechen zu können.

Auf Befragen seines Admirals gab er zur Antwort: „Heute morgen war noch eine Delegation Thälmannpioniere aus Leipzig an Bord."

„Und deshalb kommen Sie, Genosse Matrose, in unvorschriftsmäßiger Uniform zum Appell?"

„Genosse Admiral, drei Tage lang besuchten uns viele Delegationen. Bis gestern reichten unsere aus Leningrad mitgebrachten Geschenke und Andenken. Heute wollten die Pioniere aber auch ein Souvenir mitnehmen!"

Darauf wandte sich Admiral Neukirchen an Admiral Orjol, indem er auf dessen und seine Auszeichnungen und goldenen Effekten wies: „Was wäre wohl uns geschehen, wenn wir beide heute morgen schon an Bord gewesen wären?"

Oberstleutnant d. R.
Klaus Peters



Auf vollen Touren laufen die Vorbereitungen im Lehrlingswohnheim in Z. für den Faschingsball mit der Patenkompanie. Auffällig der modische Trend: Es dominieren die Waffenfarben Schwarz und Weiß.



MM-Faschings-Report

„Mammi stopft mir noch den Bauch aus, und dann geh ich als Pappi!"



Neues aus der Vogelwelt

Beim Unteroffizier vom Dienst schrillt das Telefon. Vorschriftsmäßig meldet sich der UvD, bittet dann um einen Augenblick Geduld und fragt seinen Gehilfen: „Haben wir einen gewissen Vogel in der Kompanie?" „Jawohl, sogar zwei! Im ersten Zug Soldat Fink, im dritten Zug Gefreiter Sperling!"

MM-Preisfrage



„Der MM-Fotograf ist weg. Was könnten wir jetzt machen?"

Wer die Antwort weiß, behält sie schön still für sich. Auflösung und Belohnung sind im nächsten Urlaub selbst zu organisieren.

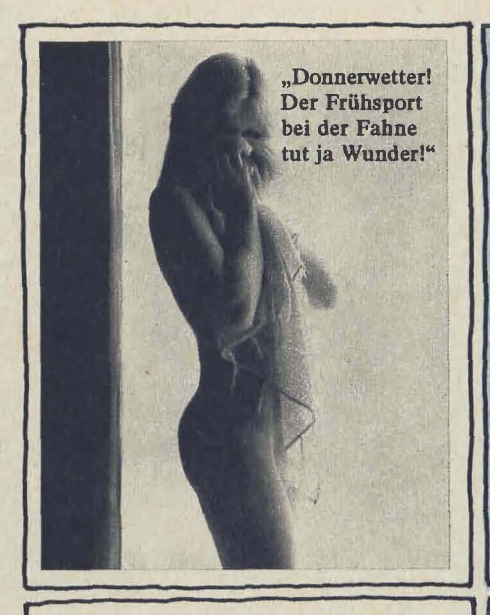
„Laut Buschfunk sollte hier irgendwas mit Unterwasserfahrt losgehen. Also wennse nicht bald kommen ..."





Soldat Jens Immergrün, Leiter der Arbeitsgemeinschaft Hobbygärtner in seinem Truppenteil, sandte uns ein Foto seines Lieblingspflänzchens: Fleißiges Lieschen.





Beim 30-km-Marsch belauscht

„Ich hab meine Verlobte unter einer Chiffre kennengelernt."
„Chiffre? Kenn' ich gar nicht, so'n Baum ..."

Soldaten-Ballädchen

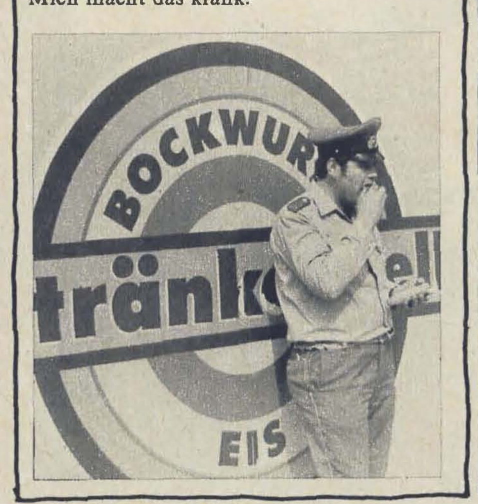


Das schnuckligе blonde Käthchen
verkauft an der Ecke im Lädchen
unter anderem Nadel und Fädchen.
Und oft fährt sie mit ihrem Rädchen
mutterseelenallein durch das Städtchen.
Ich bin ganz verrückt nach dem Mädchen.
Ich glaube, ich hab' schon ein Schädchen.



Pfundskerl

Ich wiege 190 Pfund
und nehme zu von Stund' zu Stund'.
Na gut, ich bin kein Sigismund,
doch manchmal wird es mir zu bunt.
Mein Leutnant sagt, der junge Spund:
„Du bist zu fett! Lauf dich gesund!"
Ich sage mir, der läuft nicht rund.
Vielleicht werd' ich noch Vagabund!
Und dann der Arzt, der Himmelhund!
Er zeigt mir grinsend den Befund
und tut mit lauter Stimme kund:
„Sie leiden ja an Muskelschwund!"
„Ich weiß", sagt meine Rosamund ...
„Na und?" sag' ich. Ich schrei': „Na und?
Das ist doch noch kein Scheidungsgrund!"
Da läuft man sich die Füße wund
und kommt dabei fast auf den Hund.
Was ist der Dank?
Mich macht das krank!



Schon gewußt?

Unterhosen sind kleiner, Stiefel dagegen größer, wenn sie eingelaufen sind.



Schnee, nur Schnee in diesem Mini-Magazin!

MM-Kultur-Report

Unsere gemeinsame Freizeitgestaltung ist ganz große Klasse. Vor drei Wochen z. B. berieten wir, was wir nächstens tun wollen. Vor zwei Wochen beschlossen wir und stimmten darüber ab. Vorige Woche verschoben wir dies dann um eine Woche. Und diese Woche nun waren wir im Kino. Tja, bei uns ist eben jede Woche was los!

KaMa & Co. freuen sich mit Euch auf den Frühlingsanfang.



Bei jedem Wetter, ob Tag oder Nacht – wenn sie gebraucht werden, sind sie da und helfen: Stabsfeldwebel Uwe Berndt sowie die Soldaten Frido Klemmer (links) und Thomas Pachl

Die Woche beginnt für Stabsfeldwebel Uwe Berndt aus der Panzerdivision „Heinz Hoffmann" recht ungewöhnlich. Sonntagnacht, kaum vom Tanz in die Wohnung zurückgekehrt, wird er in die Kaserne geholt. Gefechtsalarm! Drei Tage unterwegs im winterlichen Gelände. Bei taktischer und Fahrausbildung. Da werden mobile Werkstätten entfaltet und ihr nächtliches Tarnen und Sichern trainiert, da muß „aktiviertes" Gelände überwunden und die Technik schließlich entaktiviert werden, da übt man sich in ausgedehnten Kolonnenmärschen, bezieht schließlich einen Sammelplatz für ausgefallene Technik (SPAT). Und hier kommt



Pfusch gibt's bei uns nicht!

der eigentliche Höhepunkt der Übung: das Instandsetzen von Gefechtsfahrzeugen unter feldmäßigen Bedingungen.

Nacheinander ziehen die Ural, ZIL, W 50 und LO des Bataillons im Wald unter. Dicker Reif bedeckt die Baumkronen, steinhart gefroren ist die Erde. Stabsfeldwebel Berndt schaut sich alles mit gemischten Gefühlen an. 10 Grad minus – das wird uns zu schaffen machen, überlegt er. Ohne den Schutz der wärmenden Montagehallen, wie in der Kaserne, im Freien hantieren – das wird hart! Die Umstände erinnern ihn an seinen ersten Wintereinsatz. Als junger Unteroffizier mußte er vor einigen Jahren bei einem T-55 auf

freiem Feld den Motor wechseln. 20 Grad unter Null zeigte das Thermometer, eisiger Wind ließ ihn und seine Genossen fortwährend erschauern. Notdürftig hatten sie eine Plane über den Panzer gezogen. Ab und zu wärmten sie sich ein bißchen im Werkstattwagen auf. Über Stunden wurde durchgearbeitet. Ein nachhaltiges Erlebnis für den Instandsetzungsspezialisten. Er fand sich in seinem Anspruch bestätigt, eine Arbeit zu Ende zu führen, auch wenn sie noch so schwierig ist und auf Freizeit verzichtet werden muß. So hielt er es als Betriebsschlosser im VEB Medizinmöbel Torgelow, so möchte er auch als Berufsunteroffizier dastehen. Die Truppe braucht schließlich ihre Fahrzeuge.

Genosse Berndt führt sonst eine Instandsetzungsgruppe für mittlere Panzer. Bei der heutigen Übung jedoch handelt der 28jährige als Zugführer. Seine Vorgesetzten vertrauten ihm diese Funktion an, „weil er sich hohes fachliches Wissen aneignete, Qualitätsarbeit leistet, dafür ein großes Ehrgefühl aufbringt". In den Anfangsjahren seiner Laufbahn war das keineswegs immer so. Gelegentliche mangelnde Aufmerksamkeit, wenig Erfahrung gaben Anlaß für manchen Rüffel. So, als einmal der Vorwärmer eines Panzers durchbrannte, weil Uwe vergessen hatte, einen Hahn umzustellen. Aber er lernte aus diesen Fehlern und erkannte außerdem, daß Ordnung und Disziplin auch für einen Instandsetzer unerläßlich sind. Wie kniete er sich in die Vorschriften und Bedienungsanleitungen. Er schaute sich in den Panzereinheiten um, lernte von Erfahrenen. Und kam vorwärts. Eine nach der anderen, bis zur höchsten, brachte er die Klassifizierungen in seinen Besitz. 1985 bestand er die Prüfung als Meister für Maschinen- und Anlageninstandhaltung, erwarb die Fahrberechtigung für den T-72 und die Qualifizierungsnachweise für die Instandsetzung einer Reihe von Kettenfahrzeugmotoren. Der Stabsfeldwebel ist ein gefragter Spezialist geworden, nicht nur in seinem Bataillon, sondern in der ganzen Division. Auf ihn könne man sich verlassen, sagen die Vorgesetzten, er sei sofort da, auch wenn man ihn nachts oder übers Wochenende brauche.

Zwei Tatra mit Tieflader rollen in den SPAT. Beladen mit je einem T-72. Sorgfältig schauen sich Schlosser, Mechaniker und Meister die Panzer von außen und von innen an. Welche Teile sind beschädigt? Was kann instandgesetzt, was muß ausgewechselt werden? Befundaufnahme nennen sie es, vermerken auf Karten jede Einzelheit, fordern danach die Ersatzteile an. Der Zugführer legt die Reihenfolge der Arbeiten fest. Da müssen die ölführenden Gehäuse, alle Systeme auf ihre Dichtheit überprüft werden, gilt es, das Laufwerk abzuschmieren, die Kettenspannung zu kontrollieren, nach Kupplung und Bremse zu



schauen, die Filter zu reinigen. Von sieben Uhr bis in den Abend hinein werden sie vier Tage hintereinander arbeiten müssen, um die Standzeiten einzuhalten. Der Stabsfeldwebel kalkuliert auch nichtvorausschaubare Dinge ein, Defekte etwa, auf die sie erst später, bei der Arbeit, stoßen könnten und die ebenfalls beseitigt werden müssen, also zusätzliche Stunden kosten. Und es kommt tatsächlich zu solchen zusätzlichen Arbeiten. „Mein Motor, manchmal schlagen die Auspuffgase in den Triebwerksraum", sagt der eine Panzerfahrer. Es ist üblich, daß die Stammfahrer ihre Maschinen begleiten und bei den Instandsetzungsarbeiten dabei sind. Stabsfeldwebel Berndt wiegt nachdenklich den Kopf. „Das liegt bestimmt an den Dichtungen des Auspuffkrümmers." Er befiehlt Soldat Klemmer, das zu prüfen. Diese Arbeit verlangt im wahrsten Sinne des Wortes Fingerspitzengefühl. Eingezwängt im Triebwerksraum, auf dem Rükken, zwischen eiskaltem Stahl liegend, tastet sich Frido Klemmer mit bloßen Händen von Schraube zu Schraube. Sehen kann er keine einzige, denn sie sind im unteren Teil der Baugruppe angebracht, an einer schwer zugänglichen Stelle. Mit dem „Schwalbenschwanz", einem gebogenen Spezialschlüssel, lockert er Mutter für Mutter, schraubt sie dann mit







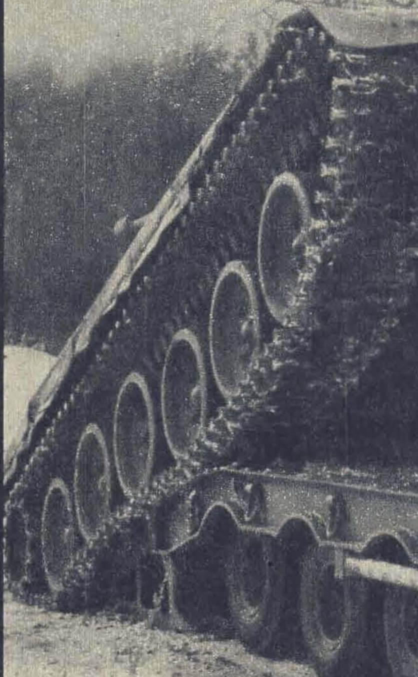




Daumen und Zeigefinger ab. Mehr als einmal muß er die froststeifen Finger massieren, die nicht mehr zugreifen können, mehr als einmal schimpft er auf den unbequemen Arbeitsplatz. Endlich hält er die Dichtungen in den Händen. Die Vorhersage bewahrheitet sich. Ein Teil der dünnen Platten ist defekt, eine sogar schwarz, verbrannt.

Noch mühevoller wird für Soldat Klemmer das Anschrauben des Krümmers. Kaum eine von den 26 Muttern, die er nicht zwei-, dreimal ansetzen muß. Nach vier Stunden kann er den Schlüssel beiseite legen. Der Krümmer liegt wieder einwandfrei an. Eine solide Arbeit wie stets, urteilt der Zugführer. Er kann auch in solch schwierigen Situationen wie der heutigen auf den Soldaten bauen, weiß, daß der so wie er selbst denkt und handelt. „Pfusch gibt es bei mir nicht. Auch nicht bei Minusgraden", äußert sich der 25jährige Frido Klemmer. „Wir dürfen die Truppe nicht enttäuschen."

Diese Haltung teilt er mit anderen seiner Gruppe. Soldat Pachl ist einer von diesen Genossen. Auch ihn, den Kraftfahrer des Werkstattwagens, setzt der Zugführer dort ein, wo es kompliziert wird, wo Sorgfalt besonders gefragt ist. Beim Anbau der Wasserschlange, eines mit einer Stahlspi-



rale umwickelten Gummischlauches, beispielsweise. Sie ist vom Panzermotor zum Kühler zu legen. Zwei Bolzen mit Muttern an jedem Ende. Aber sobald das eine Paar befestigt ist, paßt das andere nicht. Der steife Schlauch hat Spannung. Eine Geduldsprobe für Thomas Pachl. Nach dreißig Minuten hat er die Sache gepackt, die Verbindung hergestellt.

Ab und an ruft der Zugführer seine Leute ins Wärmezelt. Schmalzbrötchen, Tee, vor allem aber der kleine Kohleofen muntern die Soldaten wieder auf. Stabsfeldwebel Berndt nutzt die Gelegenheit, den Ablauf der Montagen einzuschätzen. Er lobt verschiedene Genossen, ist mit anderen jedoch unzufrieden. Bei seinen Kontrollen sei er auf einige Mängel gestoßen. Da habe ein Soldat eine Mutter nicht mit Draht gesichert, obwohl so vorgeschrieben. Hauptsache, das Ding war eingebaut, meinte er! Uwe Berndt ärgert solch eine Gleichgültigkeit. Derartig oberflächliche Arbeiten können schlimme Folgen haben, den Einsatz des Panzers gefährden, zu einem Ausfall des Panzers im Taktikgelände oder auf dem Schießplatz führen. Es hänge auch von den Instandsetzern ab, wie hoch die Kampfkraft der Division wäre, redet der Stabsfeldwebel dem Soldaten ins Gewissen. Dem Bataillon solle man nicht fehlende Qualitätsarbeit nachsagen. Reklamationen habe es in den letzten Jahren bei den Fahrzeugen, die seine Gruppe auf Vordermann brachte, nie gegeben, und so solle es auch künftig bleiben.

Endlich stehen beide Panzer termingerecht zur Probefahrt bereit. Unteroffizier Thomas Martens, der Fahrer des einen T-72, schont seine Maschine im Gelände nicht. Fährt alle Gänge aus, beschleunigt, lenkt scharf, bremst plötzlich ab, achtet auf das Fahrverhalten. Zufrieden steigt er aus. „Das Fahrzeug ist tipptopp." Er staune, wie schnell und akkurat die Instandsetzer das geschafft hätten. Bei dem Wetter!

Doch erst am nächsten Tag entscheidet sich, ob Uwe Berndt seine Aufgaben als Zugführer im Winterfeldlager ordentlich erfüllt hat oder nicht. Dann ist die offizielle Technikübergabe, mit Protokoll. Er ist sich seiner Sache sicher und dennoch gespannt darauf – und letztlich nicht mal selber dabei. Denn in der Nacht werden er sowie die Soldaten Pachl und Klemmer unsanft geweckt. Sofort raus in einen Truppenteil der Truppenluftabwehr! Dort ist die Zylinderkopfdichtung am Motor eines Führungsfahrzeuges auszuwechseln. Das Fahrzeug steht im Diensthabenden System, darf keine weiteren Ausfallstunden haben. Ausdrücklich hat der Divisionsstab den Stabsfeldwebel Berndt angefordert.

Die drei schaffen es. Müde, ölverschmiert, hungrig kommen sie am Vormittag ins Bataillon zurück. Eine der ersten Fragen: „Wie war die Abnahme?" Lachend hält der Vorgesetzte das Nachweisbuch hoch: „Eine glatte Eins!"

Text:
Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: Manfred Uhlenhut





Leichtes Erdkampfunterstützungs- und Schulflugzeug Saab 105 (Schweden)

Taktisch-technische Daten:

Abflugmasse	6 500 kg
Waffenzuladung	1 845 kg
Länge	10,80 m
Höhe	2,70 m
Spannweite	9,50 m
Flügelfläche	16,30 m²
Antrieb	2 TL-Triebwerke
Schub	je 1 293 kp
Höchstgeschwindigkeit	970 km/h
Dienstgipfelhöhe	13 000 m
Steigleistung	62 m/s
Reichweite	490 km
Startstrecke	650 m
Landestrecke	1 200 m
Besatzung	2 Mann

Das Strahlflugzeug Saab 105 ist ein zweisitziger Schulterdecker mit einem T-Leitwerk. Die Katapultsitze der Besatzung sind nebeneinander angeordnet. Hergestellt ist das Flugzeug in Leichtmetallbauweise. Es besitzt Doppelsteuerung und ein einziehbares Fahrwerk. Unter den Tragflächen befinden sich insgesamt sechs Waffenaufhängepunkte.

Kampfpanzer OF 40 Mk2 (Italien)



Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	43 t
Länge	7 680 mm
Breite	2 470 mm
Höhe	2 920 mm
Antrieb	1 Viertakt-Dieselmotor
Leistung	620 kW bei 2 200 U/min
Höchstgeschwindigkeit	60 km/h
Fahrbereich	600 km
Steigfähigkeit	60 %
Kletterfähigkeit	700 mm
Watfähigkeit	1 200 mm
Überschreitfähigkeit	3 000 mm
Bewaffnung	1 Kanone 105 mm
	2 MG 7,62 mm
Besatzung	4 Mann

Der erste italienische Kampfpanzer OF 40 war der in einigen Baugruppen veränderte Lizenzbau des BRD-Panzers Leopard 1A3. Dieser war Grundlage der Weiterentwicklung OF 40 Mk2. Im wesentlichen erhielt der neue Standardpanzer der italienischen Streitkräfte eine Feuerleitanlage mit Stabilisierungssystem, Laserentfernungsmesser und Ballistikrechner.



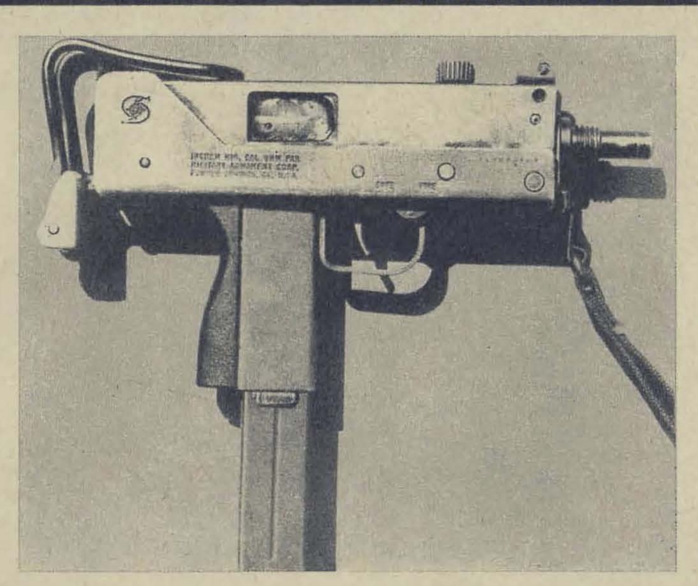
Lastkraftwagen M 35 A2 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	6 007 kg
Nutzmasse	2 270 kg
Anhängemasse	2 700 kg
Länge	6 710 mm
Breite	2 438 mm
Höhe	2 845 mm
Bodenfreiheit	278 mm
Wendekreisdurchmesser	20,8 m
Antrieb	1 Viertakt-Dieselmotor
Leistung	104 kW bei 2600 U/min
Höchstgeschwindigkeit	90 km/h
Fahrbereich	515 km
Steigfähigkeit	60 %
Watfähigkeit	760 mm

In den USA-Streitkräften sind über 66 000 dieser Lastkraftwagen eingesetzt. Sie dienen dem Personen- und Materialtransport, werden aber auch als Instandsetzungsfahrzeuge verwendet. Eingeführt wurde auch das Nachfolgemuster M 44 A2, das die gleichen technischen Daten aufweist, aber mit Druckluftanlage, Lenkhilfe und automatischem Getriebe ausgestattet ist.

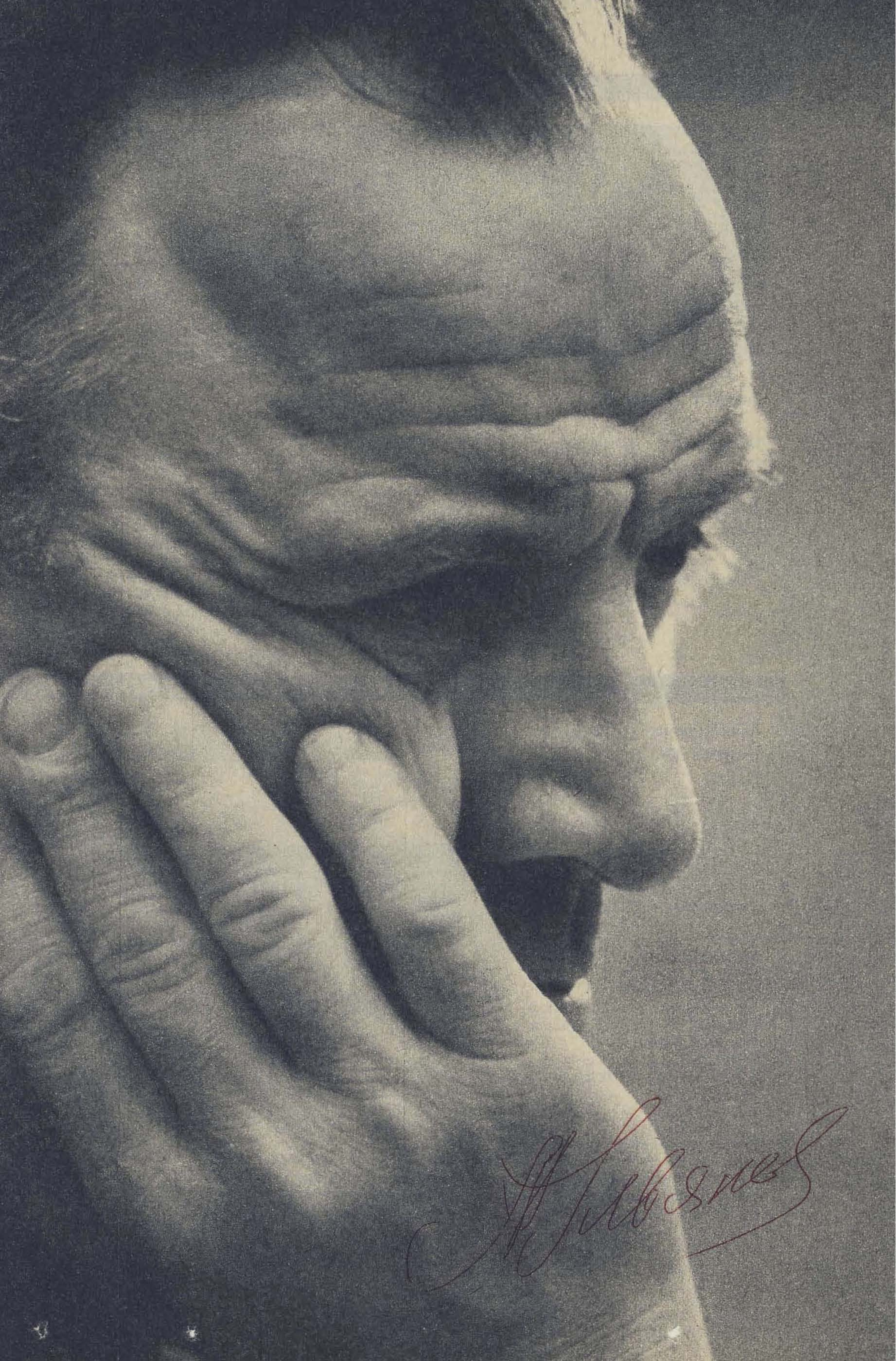
Maschinenpistole Ingram M-10 (USA)



Taktisch-technische Daten:

Kaliber	9 mm
Masse geladen	3,22 kg
Länge	445 mm
mit eingeschobener Schulterstütze	292 mm
Lauflänge	152 mm
Einsatzschußweite	75 m
Feuergeschwindigkeit	700 Schuß/min
Patronen	Parabellum
Magazininhalt	36 Patronen

Die Maschinenpistole Ingram M-10 wird von der Military Armament Corporation hergestellt. Sie ist als Rückstoßlader ausgelegt und schießt aus offener Verschlußstellung. Mit der Waffe kann wahlweise Einzel- oder Dauerfeuer geschossen werden. Sie kann sowohl ein- als auch zweihändig bedient werden. Die Kompakt-MPi kommt besonders bei Kommandounternehmen der Special Forces zum Einsatz.



AR exklusiv

Zum Tag der Sowjetarmee

Genosse Uljanow, Sie sind dem Publikum in der DDR gut bekannt. Besonders erinnert man sich an Ihre eindrucksvolle Verkörperung von Marschall Shukow in Juri Oserows Filmepos „Befreiung". In wieviel Filmen haben Sie diesen großen Heerführer eigentlich schon dargestellt?

Außer in „Befreiung" spielte ich die Rolle Shukows in „Blokkade", in „Schlacht um Moskau", in „Wenn der Feind sich nicht ergibt" und in verschiedenen Filmepisoden. In dem Dokumentarfilm „Blätter des Lebenslaufes von Shukow" sprach ich den Text. Und gerade dabei gewann ich die höchsten Maßstäbe für meine Darstellung dieser Persönlichkeit.

Kannten Sie Marschall Shukow?

Wir sind einander nie begegnet. Auch weiß ich nicht, ob er „Befreiung" je sah. Aber seine Kinder sahen den Film, und von ihnen weiß ich, daß sie mit meiner Arbeit einverstanden sind.

Würden Sie uns erzählen, wie es dazu kam, Ihnen die Rolle dieses bedeutenden Militärs und Stellvertreters Stalins anzutragen?

Vor zwanzig Jahren rief mich Oserow an und sagte: „Hör zu, du übernimmst die Rolle Shukows." Ich betrachtete mich im Spiegel und erwiderte: „Ich habe Angst, ihn zu spielen. Shukow ist schließlich eine überragende Persönlichkeit, ein Mensch, dessen Leistungen einen Platz in der Geschichte haben!" Ich glaubte, für eine solche Rolle nicht genügend Kraft zu haben. Doch Oserow antwortete: „Wir haben mit Shukow bereits alles besprochen. Er kennt dich und ist dafür!" Man muß wissen, der Marschall war ein begeisterter Theaterfreund und hatte mich schon des öfteren gesehen. Also nahm ich Shukows Worte als Befehl und ging an die Arbeit.



In Moskau besucht:

Michail Uljanow

Daß Sie ihm von Gesicht und Figur her ähnlich sind, war zwar gewiß ein äußerlicher Vorteil. Doch daß Sie diese Persönlichkeit so authentisch und unvergeßlich verkörpern konnten, ist sicher gleichermaßen Ihrer Schauspielkunst wie einer enormen Arbeit an der Rolle zu danken.

Wissen Sie, ich spiele die Shukow-Rolle nun schon zwanzig Jahre und konnte beweisen, daß ich dazu fähig bin. Dies war übrigens auch die Auffassung der Offiziere und Generale des Vereinten Oberkommandos anläßlich der Filmpremiere von „Schlacht um Moskau", die vor einiger Zeit stattfand. Mir hatte damals viel Mut gemacht, daß Shukow mich anerkannt hat. Die Arbeit, das war dann meine Sache. Natürlich habe ich viel über ihn gelesen.

Ist die häufige Darstellung dieses sowjetischen Heerführers eine künstlerische Bürde für Sie, eine Einengung?

Shukow zu spielen ist für mich eine große Ehre. Dennoch bin ich damit nicht vollends zufrieden. Bislang habe ich ihn nur in seiner Funktion als Oberkommandierender gespielt. Alle Filme, in denen er vorkam, erfaßten lediglich seine Arbeit, sein Leben im Krieg. Vielleicht machen wir mal einen Film über ihn, der den ganzen Menschen zeigt. Solche Filme müßten auch über Konew, Rokossowski und andere bedeutende Heerführer gedreht werden, über jene Genossen, die die Rote Armee im Großen Vaterländischen Krieg geführt und die Fronten in den entscheidenden Schlachten befehligt haben.

Waren Sie Soldat?

Ich habe nicht gedient, bin nicht im Krieg gewesen. Ich wurde 1927 geboren, bin Sibirier. Mein Jahrgang wurde nicht einberufen. Mein Vater war 1941 an der Leningrader Front und hat den ganzen Krieg bis 1945 in Berlin mitgemacht. Fürwahr eine Seltenheit: Begonnen hat mein Vater als Soldat, und heimgekommen aus dem Krieg ist er als Hauptmann. Ich begann 1945 mit meinem Studium an der Theaterhochschule. Vater hat „Befreiung" gesehen und seinen Sohn natürlich sehr gelobt!

Wie denken Sie über die Meinung, es gebe nun genügend Filme über den Krieg, der doch mehr als vierzig Jahre zurückliegt? Worin sehen Sie den Sinn solcher Filme wie „Befreiung", „Sie kämpften für die Heimat", „Geh und sieh"?

Wie können wir mit Filmen über den Krieg aufhören, wenn er an unsere Tür klopft? Das Volk will Frieden und nichts als Frieden. Doch jeder Mensch muß wissen, wie furchtbar Krieg ist, denn jeder muß mobilisiert werden, etwas gegen ihn zu tun. Besonders die Armeeangehörigen brauchen dieses Wissen und starke patriotische Gefühle, um den Frieden verteidigen zu können. Ehrliche, wahrhaftige Filme können viel dafür leisten.

Was möchten Sie denn unbedingt einmal spielen, im Film oder auf der Bühne?

Zur Darstellung sowjetischer Heerführer, wie ich sie mir wünsche, sagte ich schon etwas. Es gibt den Roman von Juri Bondarew „Die Auswahl". Er handelt davon, an welchen Ufern der Mensch steht. In einem Film nach diesem Buch würde ich gern mitwirken. Seit einem Jahr arbeite ich an der Rolle Lenins in dem Stück von Schatrow „Krieg oder Frieden". Es spielt in der Zeit der Brest-Litowsker Friedensverhandlungen; sehr dramatisch und sehr interessant für mich. Und wenn ich einen ganz geheimen Wunsch nennen soll – ich möchte mal einen intelligenten Detektiv spielen.

Könnten Sie sich vorstellen, in einer Komödie mitzuwirken? Mögen Sie heitere Stücke überhaupt?

Warum nicht? Hier am Moskauer Wachtangow-Theater spiele ich in „Prinzessin Turandot" mit und habe auch Rollen in anderen Komödien. Aber ich mag doch mehr ernste Stücke.

Was war im zurückliegenden Jahr das schönste Erlebnis für Sie?

Obwohl ich noch nicht sechzig Jahre alt bin, wurde ich Held der sozialistischen Arbeit. Ich war Delegierter des XXVII. Parteitages der KPdSU und arbeite in der Revisionskommission unserer Partei mit. Das alles ist für mich eine große Ehre.

Zu dieser hohen Auszeichnung gratuliere ich Ihnen herzlich. Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Drei Wünsche habe ich: gesund zu bleiben, in Frieden leben zu können und eine glückliche Familie zu haben. Alles andere liegt in meinen Händen, hängt nur von mir ab.

Darf ich Sie bitten, den Lesern des DDR-Soldatenmagazins, den Armeeangehörigen und ihren Frauen und Mädchen einen Gruß zu übermitteln?

Ich möchte meinen Freunden in der DDR Frieden und Glück wünschen. Doch für Frieden und Glück müssen wir gemeinsam das Gewehr sicher in der Hand behalten. Unsere Gemeinschaft ist eine große, eine reale Kraft; der Gegner mußte das begreifen lernen. Diese Kraft wollen wir gemeinsam stärken. Das ist das wichtigste Erfordernis der Zeit, in der wir leben, damit Frieden bleibt. Ich wünsche Glück, Genossen!

Mit dem sowjetischen Schauspieler Michail Uljanow sprach Oberst Siegfried Modrach
Bild: Nowosti/ADN



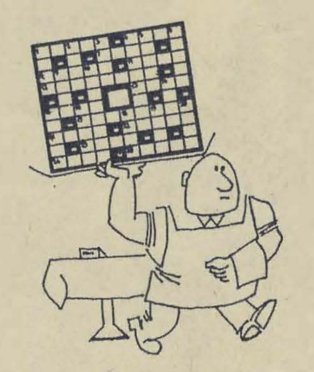
Bild: A. Gusew, „Krasnaja swesda“

Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Monatsname, 4. Bühnentanz, 7. Pflanzenkrankheit, 10. Schweizer Mathematiker des 18. Jh., 13. mohammedanischer Titel, 14. Krankheitserreger, 15. Ölbaumharz, 17. Rostbraten, 18. Kanton der Schweiz, 20. Hauptstadt der JAR, 22. Nebenfluß des Rheins, 23. Fluß im Osten der UdSSR, 25. Oper von Puccini, 28. Geruchsverschluß, 31. Speisefisch, 33. Küchengerät, 35. Nagetier, 36. Lebenshauch, 38. Gedichtform, 40. altes Längenmaß, 41. altorient. Staat, 42. österreichischer alpiner Rennläufer, 44. Sportgerät, 45. in Kokillen gegossener Stahlblock, 46. Fuhrunternehmer, 50. Speisefisch, 54. Sportart, 57. Gipfel des Böhmerwaldes, 58. Gewässer, 60. turnerische Übung, 61. Warägerfürst, 63. Klangkörper, 64. Untiefe, 67. in Zahlung gegebener Wechsel, 69. Physiker, NPT, 70. Bärenrobbenfell, 72. Sultanat im Südosten Arabiens, 74. inneres Organ, 77. nordfranzösischer Fluß, 78. Abgrund, 81. Mediziner, 82. Hafenstadt in Ghana, 83. Pflanzenteil, 85. Flachland, 88. Trinkgefäß, 91. weiblicher Vorname, 92. Staat in Vorderasien, 93. Marschformation, 97. Gruppe von Volksagitatoren in der Französischen Revolution, 101. altgriechische Philosophenschule, 102. Wandgestell, 105. Dramengestalt Büchners, 106. griechische Insel, 108. Nebenfluß der Maas, 109. Lobeserhebung, 111. belgische Luftverkehrsgesellschaft, 113. ägyptischer Staatsmann, gest. 1970, 116. Roman von Friedrich Wolf, 120. Mailänder Oper, 121. Bestandteil tierischer Fette, 122. Brennstoff, 124. Wettspieleinrichtung, 126. Vergrößerungsglas, 127. Halbton, 129. Nebenfluß der Elbe, 131. indischer Herrscher des 16./17. Jh., 132. Teilzahlungsbetrag, 135. kraterförmige Senke, 137. tropischer Klettervogel, 139. mittelital. Fluß, 141. Armteil, 144. großer Raum, 146. Vulkan in Tansania, 148. Schiffswinde, 149. Gebirgspflanze, 151. Teil mancher Schiffe, 152. Backware, 153. Landschaft im West-Peloponnes, 154. Staat in Ostafrika, 155. Bündnis, Vereinigung, 156. Brennstoffbehälter, 157. Sowjetbürgerin.

Senkrecht: 1. Kampfbahn, 2. Märchengestalt, 3. Ölpflanze, 4. englischer Titel, 5. Wagenzug, 6. Gangart der Hohen Schule, 7. Einfassungsbeet, 8. Reihe, Stufenfolge, 9. tropische Hirseart, 10. Fluß in der Kasachischen SSR, 11. Lichtwellenverstärker, 12. turnerische Übung, 16. Futterpflanze, 19. Wohlgeruch, 21. griechische Göttin, 22. Baumteil, 24. Augendeckel, 26. Sahne, 27. Stadt im Bezirk Magdeburg, 29. Furche, Rinne, 30. Hochland in Mittelasien, 32. begeisterter Anhänger, 34. spanischer Ureinwohner, 37. Besitzer, 38. musikalisches Kunstwerk, 39. luxemburgische Industriestadt, 42. englische Schulstadt, 43. Insel im Indischen Ozean, 47. öffentliche Anlage, 48. plötzlicher Einfall, 49. Froschlurch, 51. Handelsstadt in Kolumbien, 52. Stellung, 53. Schreitvogel, 54. nordischer Gott des Gewitters, 55. englischer Fluß, 56. Tage des altrömischen Kalenders, 58. Garnrollen, 59. Salzsee östlich von Wolgograd, 61. Hafenstadt in Algerien, 62. Ameise, 65. Abschluß, 66. Teil des Weinstocks, 68. erhöhter Tritt, 69. Buschwindröschen, 71. Korbblütler, 73. Einheit der Länge, 75. Nebenfluß des Rheins, 76. Grundfarbe, 79. Gebirgsstock auf Kreta, 80. Halbton, 81. feststehendes Seezeichen, 84. Stechwerkzeug, 86. Warenmarkt, 87. Strom in Westafrika, 89. Trennwerkzeug, 90. Gestalt aus „Lohengrin", 94. Gestalt aus „Eugen Onegin", 95. fruchtbarer Wüstenstrich, 96. Angehöriger eines Hottentottenstammes, 98. Edelgas, 99. südfranzösische Stadt, 100. Mädchenname einer DDR-Eisschnelläuferin, 102. Laubbaum, 103. Riemen, 104. Stadt in den Niederlanden, 107. Motiv, Beweggrund, 110. Bürge, Gewährsmann, 111. kleine Brücke, 112. Saiteninstrument, 114. Lockermaterial, 115. Körnerfrucht, 116. Matrize, 117. Jurist, 118. Porzellanschnecke, 119. Vakuum, 123. Reinigungsmittel, 125. tönerne Schnabelflöte, 126. roter tropischer Verwitterungsboden, 128. Hausflur, 129. Mundlaut, 130. Bergeinschnitt, 133. Körperteil, 134. Ruhm, 135. Tonschöpfung, 136. Erdteil, 138. italienische Geigenbauerfamilie, 140. Sportgerät, 142. Mineral, 143. französischer Schauspieler, 145. Gestalt aus „Egmont", 147. Rauchfang, 149. kolloide Lösung, 150. nordischer Vogel.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 93, 17, 97, 34, 149, 68, 126, 63, 125, 116, 6, 69, 50, 46, 71, 113, 11, 107, 110 und 37 ergeben in dieser Reihenfolge den Namen eines technischen Hilfsmittels auf Schiffen. Wie heißt dieses Hilfsmittel (ss = ß)? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 3. 1987. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 3/87. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", PF 46130, Berlin, 1055.



Auflösung aus Nr. 1/87

***Preisfrage:** Die richtige Antwort lautet: Militärfahrkarte. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

***Waagerecht:** 1. Stator, 5. Statist, 10. Mandat, 14. Pasta, 15. Talar, 16. Obolus, 17. Äskulap, 18. Romane, 19. Start, 20. Kelim, 21. Enna, 24. Ket, 26. Met, 27. Fama, 29. Karre, 32. Ala, 34. Ebene, 37. Irina, 39. Elisa, 41. Essig, 44. Literat, 46. Loden, 47. Tartini, 49. Degen, 51. Rater, 53. Ramona, 57. Alvaro, 60. Ministerrat, 63. Kufe, 65. Tar, 66. Lima, 69. Arena, 71. Lere, 73. Agen, 76. Atlas, 77. Ute, 78. Elite, 79. Ill, 80. Tunis, 81. Düne, 82. Ossa, 83. Peene, 84. Ree, 85. Gei, 86. Linde, 87. Roth, 89. Reka, 90. Nabob, 91. Duo, 92. Tamil, 93. Rau, 94. Niere, 97. Lied, 99. Elsa, 101. Marke, 104. Elle, 106. Eos, 109. Igor, 110. Volkskammer, 111. Senora, 114. Ekarté, 118. Antrag, 122. Fondue, 125. Karosse, 128. Bisam, 130. Rentner, 133. Enak, 134. Elena, 135. Idee, 136. Eisen, 139. Ata, 140. Eifer, 142. Saar, 144. Ahn, 146. Lem, 148. Egel, 151. Arete, 153. Biese, 155. Iliade, 156. Titurel, 157. Silber, 158. Enden, 159. Rigel, 160. Helene, 161. Regatta, 162. Leinen.*

***Senkrecht:** 1. Store, 2. Ahorn, 3. Opus, 4. Raster, 5. Stärke, 6. Taste, 7. Trud, 8. Stake, 9. Tapete, 10. Marine, 11. Arom, 12. Drama, 13. Thema, 22. Nuri, 23. Akne, 25. Talon, 26. Maser, 27. Fest, 28. Main, 30. Aar, 31. Rate, 33. Lid, 35. Bote, 36. Ner, 37. Iler, 38. Item, 39. Ele, 40. Ana, 42. Sima, 43. Giro, 45. Adamo, 48. Arate, 50. Genie, 52. Torte, 54. Amur, 55. Omen, 56. Uta, 58. Volt, 59. Roma, 61. Stele, 62. Erato, 63. Kantilene, 64. Fernandel, 67. Ilsenburg, 68. Assembler, 70. Ausrede, 71. Lederol, 72. Renette, 74. Gestell, 75. Niagara, 76. Alpinum, 88. Hades, 89. Riesa, 95. Ilse, 96. Reno, 98. Iller, 100. Samen, 102. Aida, 103. Kost, 105. Evans, 107. Oka, 108. Treue, 111. Sake, 112. Nora, 113. Ras, 115. Ken, 116. Rand, 117. Ehre, 119. Tete, 120. Abe, 121. Gilan, 122. Fanal, 123. Oma, 124. Drei, 126. Anna, 127. Oker, 129. Set, 131. Tire, 132. Eede, 137. Sirene, 138. Natter, 140. Emilia, 141. Fessel, 142. Stich, 143. Ariel, 145. Heine, 147. Ebert, 149. Gabun, 150. Loren, 151. Aden, 152. Tula, 154. Eile.*

***Die Gewinner** unserer Preisaufgabe aus Heft 10/86 waren: Soldat Peter Wassiltschenko, Drewitz-Süd, 7522, 25,– M; Soldat Ch. Schiedeck, Walbeck, 3241, 15,– M, und Sabine Unger, Plauen, 9900, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100 101 102 103 104 105 106 107 108 109 110 111 112 113 114 115 116 117 118 119 120 121 122 123 124 125 126 127 128 129 130 131 132 133 134 135 136 137 138 139 140 141 142 143 144 145 146 147 148 149 150 151 152 153 154 155 156 157

APRIL
VIRE
ARENA
RABATTE
LID
ASTT
TAN
IDEE
SEE
REBE
KIERE
ROTT
ARZT
MEIER
BLATT
EBENE
SAGE
BAKE
KOLONNE
HALLE
ONASE
NEON
ERLE
LUPE
LEE
GAS
ATHA
RATE
ERER
ERMD
SAAL
HALL
HR
ESEGEL
SIEN
TANK

Muß es auch, wenn's was nützen soll. Die Rede ist von der Kneifzange, in Brockhaus' Conversations-Lexikon von 1885 „auch Kneip- oder Beißzange genannt, deren Maul aus Schneiden besteht und die zum Abkneifen dünner Drähte sowie zum Ausziehen von Nägeln benutzt wird". Zu dünne Drähte schwanken im Winde, reißen, anstatt zu verbinden, legen lahm, was funktionieren muß – also weg damit. Rostige und krumme Nägel lassen auseinanderbrechen, was mühsam zusammengefügt wurde – also raus damit. Und her mit einer Kneifzange, die ihr Maul schön weit aufreißt und dort zupackt, wo es rostet und gammelt und vor sich hindöst.

Genau das tut sie, die „Kneifzange", das Kabarett des Erich-Weinert-Ensembles der NVA. Unverdrossen wetzt sie ihre edelsten Teile:

Die Kneifzangen-Zungen

Mit diesem spitzigen Gerät zieht sie zu Felde gegen das, was uns ärgert. Und damit der Zubiß der „Kneifzange" kraftvoll bleibt und sie fühlbar zwicken und zwacken kann, wird sie mit feinstem Öl geschmiert. Es heißt Satire. „Die Satire beißt, lacht, pfeift und trommelt die große, bunte Landsknechtstrommel gegen alles, was stockt und träge ist", schreibt



VORSICHT, kneift und beißt!



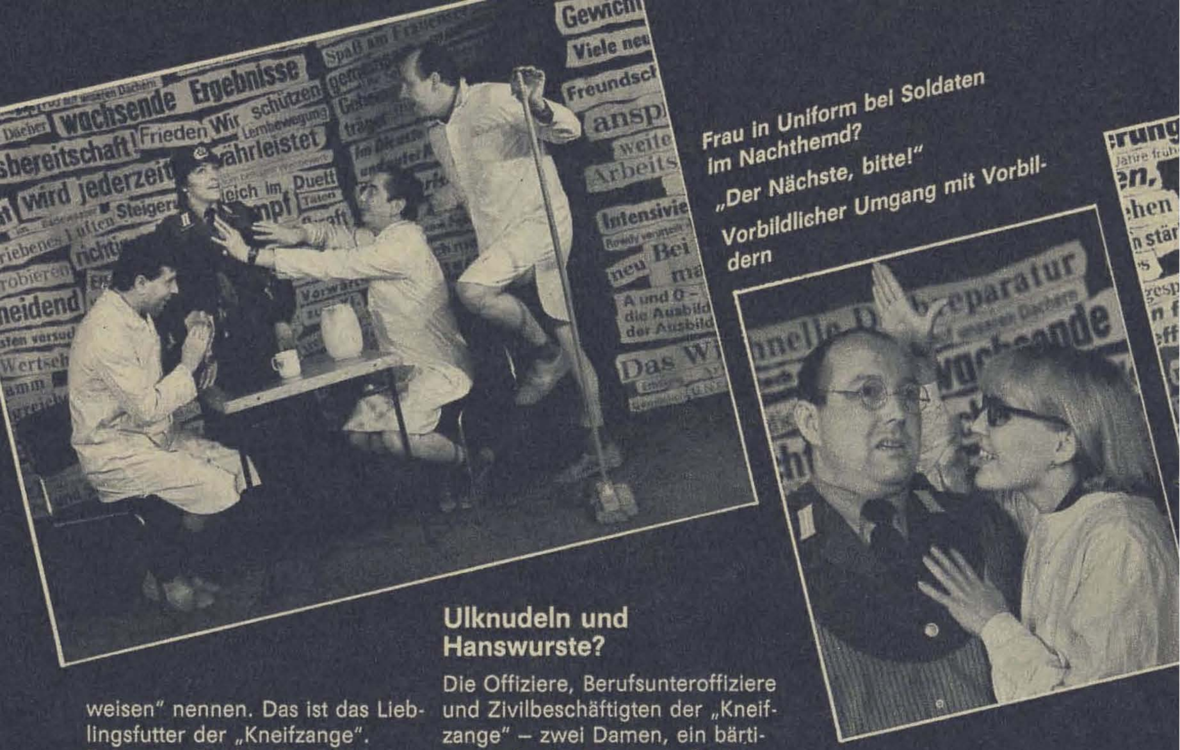
Au weia, immer aufs Schlimme! Aber Ulrike Flegel packt das.

Keine Angst, das hält er lange aus, unser Stabsfeldwebel Klaus Hartmann.

Die „Kneifzangen"-Mannschaft: 1. Reihe v. l. n. r. Stabsfeldwebel Thomas Puppe und Ulrike Flegel (Schauspieler), Major Reinhardt Stein (musik. Leiter), Stabsfeldwebel Siegfried Barkow (Organisation), Dietrich Peters (Dramaturg), Dieter Haase (Beleuchter); 2. Reihe die Schauspieler Michael Kinkel, Heidrun Andexel und Klaus Zeim; ganz oben Kabarett-Chef Oberstleutnant Horst Heller, Stabsfeldwebel Klaus Hartmann (Schauspieler), Ronald Prentkowski und Frank Wolf (Bühnentechnik). Rechts außen in entschlossener Haltung: Regisseur Major Winfried Freudenreich. Leider nicht im Bilde: die Musiker und Stabsfeldwebel Andreas Kastner und Reinhard Schwartz.

Kurt Tucholsky. Und: „Satire ist eine durchaus positive Sache." Und: „Die Satire muß übertreiben ..., sie bläst die Wahrheit auf, damit sie deutlicher wird." Und: „Was darf die Satire? Alles."

Alles ist 'ne ganze Menge; da will gut ausgewählt sein. Die Genossen unseres Armee-Kabaretts wissen genau, was sie wollen und auch, was von ihnen erwartet wird. Die Armee besteht aus Menschen. Und die bringen allesamt ihre vielen guten und ihre paar nicht ganz so guten Eigenschaften mit in die Kaserne, in den Soldatenalltag. Klar, daß es also in der Armee wie überall, wo Menschen zusammen wirken, das gibt, was wir so wunderbar „überlebte Denk- und Verhaltens-



Frau in Uniform bei Soldaten im Nachthemd?
„Der Nächste, bitte!"
Vorbildlicher Umgang mit Vorbildern

weisen" nennen. Das ist das Lieblingsfutter der „Kneifzange". Egoismus, Denkfaulheit, Mauschelei im Wettbewerb, ein Umgangston, der erwachsener Männer unwürdig ist, bürokratische Sturheit, Herzlosigkeit, die das Soldatsein unnötig schwer macht, aber auch schlechtes Benehmen und Dummheiten der Soldaten im Dienst und draußen – das alles ist Kabarett-Stoff. Ebenso die zuweilen zögernde Übernahme guter Erfahrungen der Sowjetarmee. Oder die Qualität der Russisch-Kenntnisse der Soldaten.

Das, was da bejubelt und belacht über die Bühne geht, hat ernsten Sinn: Es will nachdenklich machen, aufmerksam, vielleicht sogar beschämt, wenn die Lachtränen aus den Augen gewischt sind und man merkt, man selbst war gemeint. Kurz – die „Kneifzange" will mit ihren Mitteln verändern und verbessern, was in unserer Armee noch stört und längst nicht mehr in sie hineingehört.

Lachend von der Vergangenheit Abschied nehmen sollen wir, rät Marx. Lachend das Hemmende, Schädliche ausmerzen sollten wir, sagen die Kabarettisten. Diese schwere Kunst beherrschen sie. Doch sind sie deshalb etwa, was man mancherorts offenbar immer noch glaubt –

Ulknudeln und Hanswurste?

Die Offiziere, Berufsunteroffiziere und Zivilbeschäftigten der „Kneifzange" – zwei Damen, ein bärtiger und zehn teils unter Rasierzwang stehende Genossen – sind ein fest verschraubtes Kampfkollektiv. Tatsächlich gibt's Leute, die meinen, die Genossen machen so nach Dienst, so nebenbei, so bissel aus Quatsch eben Kabarett, wie andere drechseln oder Autos reparieren. Irrtum – auf der Bühne stehen ausgebildete Schauspieler und Musiker. Hinter den Kulissen arbeiten Künstler, die Dramaturgie, Komposition und Regie studiert haben; Bühnen- und Kostümbildner und technische Fachleute stehen ihnen zur Seite. Die Armeeangehörigen unter ihnen haben militärische Pflichten und Ausbildung und steigen in ihre Felddienstuniformen zur Schutzausbildung und zum Schießen. Und so wie die Mimen an jeder Bühne der Welt haben auch die sechs „sichtbaren" Kabarettisten nach wie vor Stimmbildung und Sprecherziehung, damit Abend für Abend jeder Text wie gestochen kommt.

Wer schreibt sie eigentlich, die Verse, Lieder, Gags, die Schoten, Klamotten, Sketches und die ernsten Stücke zu ernstesten Themen wie Kriegsgefahr, Waffen in den Kosmos, Lebensbedrohung? Oberstleutnant Horst Heller, Chef der Truppe, sagt es mit Stolz und Wehmut zu gleichen Teilen: „Na, wir!" Er und Regisseur Major Winfried Freudenreich sind Autoren der meisten Texte. Ehemalige „Kneifzangen"-Drücker wie der Kabarettist Lutz Stückrath oder Utopic-Schriftsteller Karl-Heinz Tuschel steuern zuweilen auch etwas bei. Aber es gibt halt zu wenige, die die Armee in- und auswendig kennen und überdies Kabarett-Texte zustande bringen ...

Unser Armee-Kabarett ist also ein Ensemble aus gestandenen, erfahrenen Berufskünstlern. Und das weiß mancher Veranstalter, sprich Kommandeur, noch nicht so richtig. Dieser und jener hält es nicht mal für nötig, die Künstlerschar wenigstens zu begrüßen. Vielleicht, weil er – wie auch das Publikum – für einen Auftritt der „Kneifzange" keinen Pfennig bezahlen muß. Ob etwas Kunst ist, meint manch einer an der Höhe dessen ablesen zu können, was er dafür ausgeben muß. Und wenn da was umsonst ist ... Die allermeisten jedoch wissen ein „Kneifzangen"-Gastspiel wohl zu schätzen. Die Kabarettisten haben es längst im kleinen Finger: Welcher Kultur-Wind weht im Truppenteil, das spüren sie schnell an der Atmosphäre im Saal und an ihrem Publikum.



Partner Publikum

Das sind vor allem und in erster Linie die Soldaten. Die „Kneifzange" ist ihr Kabarett, und mancher Wehrpflichtige erlebt diese Kunstform in der Truppe zum erstenmal, live und lebendig. Die Armee-Künstler merken sofort: Sitzt da ein im doppelten Sinne ausgeschlafenes Publikum, ist inmitten schlichtester Schulterklappen auch Silbergeflochtenes zu entdecken und klingt obendrein liebliches Frauenlachen mit, weil die Kommandeure aller Dienstgrade auch ihre schöneren Hälften eingeladen haben – dann stimmt's. Dann haben die Verantwortlichen verstanden, was auf Kultur- und anderen bedeutsamen Konferenzen gemeint war, wenn von den unverzichtbaren Wirkungen der Künste geredet wurde.

Erfreulich viele Kommandeure beweisen Sinn und Nerv fürs armee-eigene Kabarett und lassen die Auftritte rechtzeitig und ordentlich vorbereiten. Manche Bemühung gerät sogar kabarettreif. Wie an einer Offiziershochschule, wo die „Kneifzange" vor Jahresfrist aufspielte. Eifrig erläuterte der Genosse dort: „Voriges Mal hat das 1. und 3. Studienjahr euer Programm erlebt. Dieses Mal machen wir das ganz anders – da nehmen wir das 2. und 4. Studienjahr!" Die Offiziersschüler konnten die Pointen mitsprechen! Sowas passiert halt.

Stundenlang könnte die „Kneifzangen"-Mannschaft erzählen, was sie erlebt hat auf ihren Tourneen landauf, landab zu unseren Genossen, die zu Lande, zu Wasser, in der Luft und an der Grenze dienen. Von dort nehmen sie nicht nur Blumen und Beifall mit, sondern immer auch Anregungen fürs nächste Programm. Die Genossen haben gute Augen und Ohren und Erfahrung genug, um herauszufinden, was demnächst gekniffen gehört. Und mancher Soldat, mit dem sie ins Gespräch kommen, weiß gar nicht, daß er just Programmgestalter ist. Auch aus der „Armeerundschau" schöpfte das Schöpferkollektiv schon Anstöße zu neuen Schöpfungen, wenn auch nicht grad schöpfkellenweise, sondern hin und wieder, z. B. aus dem „Postsack".

Die „Kneifzange" wendet also ihr Gesicht der Truppe zu, hat den Feind scharf im Visier und keine Träne im Knopfloch, wenn sie faule Eier und krumme Dinger zu fassen kriegen kann. Dergleichen schätzt man auch im sogenannten zivilen Bereich – es hagelt Einladungen, in Betriebe zu kommen. Zwar reflektiert das Ensemble Erscheinungen aus einem ganz bestimmten Bereich unserer Gesellschaft, der Landesverteidigung. Doch was gemeint ist, läßt sich übertragen überallhin, wo Menschen mit ihren Stärken und Schwächen unter einen Hut kommen müssen, was nie und nirgends problemlos ist. Und so ist die Truppe eben selten in ihrem Berlin-Biesdorfer Stammhaus beim Erich-Weinert-Ensemble anzutreffen. Sie ist auf Tour. Für gut zehnmal rund um die Erde reichte die Strecke aus, die sie bislang unterwegs war zu ihrem Publikum, das in piekfeinen Kulturhäusern auf sie wartet und im Staub des Übungsgeländes, wo dann ein W 50 die Bühne abgibt.

Was sich da entwickelt hat aus der kleinen kabarettistischen Feierabendbrigade, die anno 1955 in einer Einheit der Deutschen Grenzpolizei ihr freizeitfreundliches Wesen trieb, kann sich sehen und hören lassen und tut's auch nach Kräften. Oberstleutnant Horst Heller, einst Soldat dortselbst, war gewissermaßen die leitende Hebamme bei der glücklichen Zangen-Geburt. Wie dieses Häuflein Amateure damals bei einem Kulturwettstreit schwuppdiwupp zum hauptamtlichen Kabarett ernannt und seine sieben Mannen auf offener Bühne befördert wurden, wie die Truppe dann 1961 zum Erich-Weinert-Ensemble kam und was sie seither erlebte und bewegte, das böte schon Stoff für ein eigenes Programm.

Das zweiundvierzigste ist es, das die Genossen gegenwärtig präsentieren. Aus gegebenem Anlaß heißt es „Berliner Weise mit Schuß". Und wieder werden die Armee-Kabarettisten ihrem Publikum bieten, was es von ihnen erwartet: perfekt gemachtes Kabarett, heiter, klamottig, spottlustig, kritisch, besinnlich, frech, parteilich, voller Stolz auf unsere Armee und voller Ungeduld gegen alles, was Flecken und Falten aufs steingraue Ehrenkleid bringt.

Übrigens, falls Sie es noch nicht wußten: die „Kneifzange" ist das einzige Berufs-Armee-Kabarett der Welt. Es darf geklatscht werden!

Text: Karin Matthées
Bild: Manfred Uhlenhut



Panzerjäger der NVA bei einer taktischen Übung mit Gefechtsschießen ihrer 100-mm-Panzerabwehrkanone MT-12

Bild: Achim Tessmer

An diesem 21. Mai 1932 ist der sozialdemokratische Präsident des preußischen Regierungsbezirks Halle-Merseburg, von Harnack, außer sich. Da ist doch in diesem roten Hohenmölsen der Kommunist Otto Schlag zum Bürgermeister gewählt worden! Und das auch noch mit den Stimmen von drei SPD-Stadtverordneten! Für ungültig kann die Wahl nicht erklärt werden, denn sie war „demokratisch einwandfrei" abgelaufen. Was also tun? Der Herr Präsident erinnert sich seiner Sondervollmachten: Er verweigert die Bestätigung. Was kümmert es ihn, daß die Mehrheit der Stadtverordneten protestiert. Ein Nazi wird Bürgermeister, und von Harnack ist zufrieden. Ein Roter fast als Bürgermeister von Hohenmölsen? Wie konnte es so weit kommen? Wer ist dieser Otto Schlag?

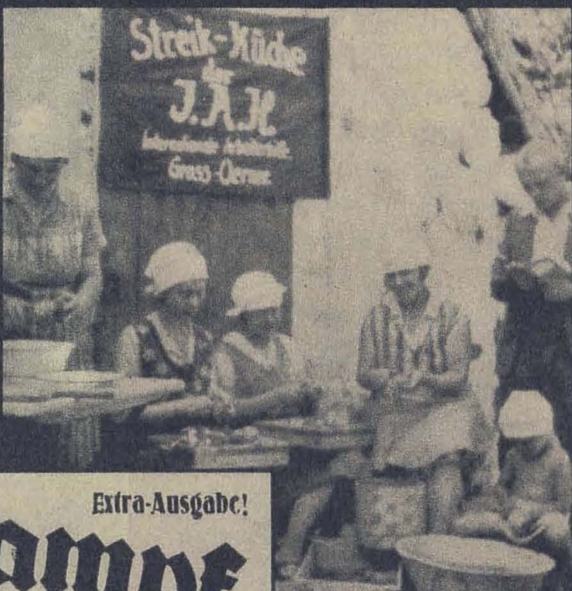


Der rote Betriebsrat



Streikposten während des Mansfelder Streiks im Juni/Juli 1930

So wie diese hier in Großörner gab es viele Streikküchen von der Internationalen Arbeiterhilfe



Extra-Ausgabe!

Klassenkampf

Kommunistisches Organ für den Bezirk Halle-Merseburg

Generalstreik gegen die faschistische Terrorherrschaft!

Hitler ist zum Reichskanzler ernannt!

Papen, Vizekanzler — Hugenberg, Wirtschaftsdiktator — Frick und Goering an der Spitze der Polizei — Seldte, Arbeitsminister! — Dieses neue Kabinett der offenen, faschistischen Diktatur ist die brutalste, unverhüllteste Kriegserklärung an die deutsche Arbeiterklasse, an das werktätige Volk!

Die Betrugsmanöver des „sozialen Generals" sind zu Ende. Die Zuspitzung der Krise, der machtvolle revolutionäre Aufschwung der Massen zwingt die Bourgeoisie, mit verschärften Mitteln, mit äußerster Brutalität ihr Gesicht zu enthüllen. An die Stelle des „sozialen Generals" treten die Bajonette der Reichswehr und die Revolver der braunen SA- und SS-Banditen. Schamloser Raub der Löhne, schrankenloser Terror, Zertrümmerung der letzten Rechte der Arbeiter, das ist das Programm dieser faschistischen Regierung.

Die Partei der deutschen Arbeiter, die Partei des Kampfes gegen Lohnabbau, der Verteidigung der Interessen aller Werktätigen, des

Wählt Einheitskomitees, wählt Streikleitungen! Organisiert den Kampf!

Die Kommunistische Partei Deutschlands wendet sich in diesem Aufruf an die gesamten werktätigen Schichten, zugleich an den ADGB, an den AfA-Bund, an die SPD, an die christlichen Gewerkschaften mit der Aufforderung, gemeinsam mit den Kommunisten den Generalstreik gegen die faschistische Diktatur, gegen Hitler, Hugenberg, Papen, gegen die Feinde der Arbeiterorganisationen, für die Freiheit der Arbeiterklasse durchzuführen.

Extrablatt des Organs der KPD für den Bezirk Halle-Merseburg nach der Errichtung der faschistischen Diktatur

Alljährlich veranstaltet der SPD-Unterbezirk Zeitz-Weißenfels-Naumburg sein Parteifest. Am 27. Juli 1914 ist das nur 3300 Einwohner zählende Hohenmölsen ausersehen, es zu gestalten. 5000 Leute strömen herbei. Dreitausend formieren sich zu einem Demonstrationszug; es ist eine Kundgebung gegen den drohenden Krieg – organisiert und vorbereitet von klassenbewußten Hohenmölser Genossen. Einer von ihnen ist Otto Schlag, SPD-Mitglied seit vier Jahren und auf dem linken Flügel der Partei stehend.

Für den Nachmittag ist eine Versammlung einberufen; sprechen soll ein Reichstagsabgeordneter. Doch der kommt nicht. Verboten! Noch während man über diesen Willkürakt der Polizei diskutiert, drängt sich Lina Schlag durch den Saal und übergibt ihrem Mann ein Telegramm. Otto überfliegt den Text. Dann ruft er laut in den Saal: „Da habt ihr den Grund, warum man uns die Versammlung verbietet!" Er liest das Telegramm laut vor. Es enthält den Einberufungsbefehl ...

Otto und seine Frau Lina wissen, daß schwere Jahre vor ihnen liegen. 1910 haben sie sich kennengelernt: der 21jährige Schlosser – am 5. Januar 1888 in Kraftsdorf bei Gera geboren– und das Arbeitermädchen Lina Pöschmann, das bei einem Bauern arbeitete. Doch bevor die beiden jungen Leute heiraten konnten, mußte Otto Schlag erst seinen Dienst bei der kaiserlichen Marine ableisten. Endlich, im Frühjahr 1914, kam die Entlassung, und Otto konnte mit seiner Lina Hochzeit feiern. In der Zeit seines Militärdienstes hatten sie nicht heiraten dürfen, obwohl nach der Tochter Lotte im Jahre 1911 das zweite Kind, der Sohn Erich, im Jahre 1913 geboren worden war.

Nun muß Otto wieder fort. Auf dem Kreuzer „Regensburg" wird er Heizer, einer der „Kulis" im Bauch des Schiffes. Hinzu kommen die Schikanen der kaiserlichen Offiziere, denn der Matrose Schlag setzt sich zur Wehr gegen jegliche Ungerechtigkeit. Die Folge: Er wird bestraft.

Ende Oktober 1918 soll die deutsche Flotte gegen England auslaufen. Doch die Seeleute wollen sich nicht mehr für Kapital und Junkertum in den Tod schikken lassen. In Kiel verweigern sie den Gehorsam. Die Heizer löschen das Feuer unter den Kesseln, auch auf der „Regensburg". Rote Fahnen werden gehißt. Otto Schlag wird Mitglied des Matrosenrates. Von Kiel breitet sich die Revolution über ganz Deutschland aus – trotz Gegenwehr und Verrat rechter SPD-Führer, die ein Bündnis mit der kaiserlichen Heeresführung eingehen, um das kapitalistische Ausbeutungssystem zu retten.

Einen Monat später ist Otto Schlag wieder in Hohenmölsen, erfreut, daß sich auch hier die revolutionären Kräfte formiert haben. Mit der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (USPD) bilden sie ihre eigene Organisation, der sich Otto anschließt. Er wird in den Arbeiter- und Soldatenrat gewählt; als Mitglied des Betriebsrates der Grube „Hedwig". Dort, wie auch in zahlreichen anderen Betrieben, müssen russische Kriegsgefangene für den Profit der mitteldeutschen Bergbau- und Chemiekönige schuften. 1920 klagt der Informant, den der Oberpräsident der Provinz Magdeburg in die Grube geschickt hat: Die Kriegsgefangenen „sind durch die im Lager herrschende bolschewistische Agitation zum größten Teil verseucht". Otto Schlag, 1919 zum Betriebsratsvorsitzenden gewählt, hat sich dabei als einer der aktivsten erwiesen.

Der nunmehrige Bergarbeiter Schlag, der zu den Begründern der KPD-Ortsgruppe Hohenmölsen gehört, verfolgt aufmerksam die Ereignisse. Und als am 13. März 1920 die Nachricht vom Kapp-Putsch eintrifft, da handeln die Genossen sofort. Otto Schlag erhält vom Aktionsausschuß den Auftrag, die Bewaffnung der Hohenmölser Arbeiter zu organisieren. Mutig und entschlossen geht er die Aufgabe an: Mit nur wenigen Genossen entwaffnet er reaktionäre Einwohnerwehren der umliegenden Dörfer, stöbert deren versteckte Waffenlager auf. Ein Maschinengewehr wird auf einem Kirchturm gefunden. So können über hundert Arbeiter ausgerüstet werden und in die Arbeiterkämpfe eingreifen ...

Ein Jahr später. In Mitteldeutschland sind die Märzkämpfe im Gange. Aber die unzureichend bewaffneten Arbeiter unterliegen am 29. März – und auch Otto Schlag wird von der Reaktion verfolgt. Weit über hundert Arbeiter fallen dem weißen Terror zum Opfer, 4000 werden zu hohen Zuchthaus- und Gefängnisstrafen verurteilt. Auch Otto Schlag wird vor Gericht gestellt – die Anklage lautet auf „Hoch- und Landesverrat". Doch seine Verteidiger, darunter der ältere Bruder Karl Liebknechts, erreichen die Freilassung.

Im August 1922 zieht die Familie Schlag von Hohenmölsen in die Gemeinde Deumen (heute ein Ortsteil der Gemeinde Großgrimma). Einmal liegt die Ortschaft näher zur Arbeitsstelle, und zum anderen verbessern sich dadurch für die Schlags etwas die Wohnverhältnisse. In Hohenmölsen lebten Lina und Otto sowie ihre mittlerweile fünf Kinder in einer Zwei-Zimmer-Wohnung. In das Bergarbeitersiedlungshaus zieht reges Leben ein. Nicht nur, daß noch drei Kinder die Familie vergrößern sollen. Nein, die Schlags sind sehr gastfreundlich. Gern kommen Genossen zu Besuch. Geht es doch auch mal lustig zu, vor allem, wenn Otto auf seinem „Zerrwanst" – der Harmonika – spielt.

Mit Beginn des Jahres 1924 verfügen die Aktionäre der Hohenzollernhall-AG, daß in den Gruben des Zeitz-Weißenfelser Reviers wieder die 12-Stunden-Schicht eingeführt wird. In Bösau lassen sich die Kumpel das nicht gefallen. Otto Schlag, inzwischen bei Freund und Feind als „roter Betriebsrat" bekannt, setzt durch, daß es in Bösau bei der 8-Stunden-Schicht bleibt – als einzigem Betrieb des Reviers.

Lange suchen die Unternehmer nach einer Möglichkeit, ihr Müt-

chen an diesem „roten Betriebsrat" zu kühlen. Wiederholt schon haben sie Otto Schlag – inzwischen ist er Gemeindevertreter in Deumen und Abgeordneter im Weißenfelser Kreistag – gemaßregelt und ausgesperrt. Doch immer haben die Kumpel hinter ihm gestanden. Als er 1928 für die KPD für den Preußischen Landtag kandidiert, handeln die Herrschenden. Ein fadenscheiniger Grund ist schnell gefunden: Otto Schlag habe einen der „Herren Direktoren" beleidigt – und deswegen müsse ihm fristlos gekündigt werden.

Jedoch tritt das Gegenteil dessen ein, was die Bourgeoisie beabsichtigt hatte: Nunmehr hauptamtlicher Parteifunktionär im Bezirk Halle-Merseburg, arbeitet Otto Schlag vor allem unter den Arbeitslosen und wird zum anerkannten Führer der Bergarbeiter des ganzen Bezirks.

In der Mansfeld-AG gehören die Bergarbeiter zu den am schlechtesten entlohnten in Deutschland. Nicht umsonst spricht man vom „Hunger-Mansfeld". Ein Vollarbeiter über 21 Jahre verdient zwischen 5,15 und 7,70 RM pro Schicht, ein Schlepper von 16 Jahren 3,10 RM. Der Höchstlohn für Frauen beträgt 4,60 RM. Und von diesen Hungerlöhnen gehen noch 12 Prozent Steuern ab ...

Die Weltwirtschaftskrise kommt den Herren der Mansfeld-AG sehr gelegen: Sie verfügen eine Lohnsenkung von 15 Prozent, die Schließung mehrerer Betriebsteile und die Entlassung von über 800 Belegschaftsmitgliedern. Es ist das Frühjahr 1930. In großer Einmütigkeit setzen sich die 13 000 Mansfeld-Arbeiter zur Wehr – und treten in den Streik. Trotz Polizeiwillkür, Verbote und Verhaftungen halten sie den Streik vom 1. Juni bis 25. Juli durch. Otto Schlag wird von der KPD-Bezirksorganisation entsandt, die Streikleitung zu unterstützen. Er organisiert Solidaritätsaktionen und gibt die Streikzeitung „Mansfeld-Kumpel" heraus. Die Bezirksorganisation der Internationalen Arbeiterhilfe richtet mit seiner Unterstützung in 28 Orten Küchen ein, die mit über 350 000 Litern warmen Essens und 51 000 Broten die große Not der Arbeiterfamilien lindern helfen.

Am 31. Januar 1933 bringt das deutsche Monopolkapital Hitler und seine Bande an die Macht – trotz des unermüdlichen Kampfes der KPD unter Ernst Thälmanns Führung gegen die faschistische Gefahr, für die Aktionseinheit der Arbeiterklasse und aller Antifaschisten. Otto Schlag muß in die Illegalität gehen. Seine neue Aufgabe besteht darin, Parteiorganisationen in die illegale Arbeit einzuführen. Zwar wird er am 5. März noch einmal in den Preußischen Landtag gewählt, doch wahrnehmen kann er sein Mandat nicht.

Am 14. April 1933 fällt der „rote Betriebsrat" den Nazis in die Hände. Die Faschisten beschlagnahmen „staatsfeindliches Eigentum" der Familie. Im „Deutschen Reichsanzeiger und Preußischen Staatsanzeiger" wird es amtlich bekanntgegeben: ein Bild, ein Schreibtischstuhl, eine Konsole und eine Blumenkrippe sind darunter ...

Polizeigefängnis Halle, KZ Lichtenburg, KZ Esterwegen sind Otto Schlags Leidensstationen. So bestialisch man den Bergarbeiter auch quält, brechen kann man ihn nicht. Auch nicht, als er zynisch gesagt bekommt, daß sein 21jähriger Sohn Walter und zwei Schwiegersöhne wegen „Hoch- und Landesverrates" zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt worden sind.

Im Sommer 1936 ins KZ Sachsenhausen verlegt, nimmt sich die illegale Parteiorganisation im Lager sofort des schwerkranken Genossen an. Vor allem die unmenschliche Schufterei im Moor, wo er im KZ Esterwegen arbeiten mußte, haben seine Gesundheit schwer untergraben. Die Kampfgefährten im Lager können ihm zuerst eine Funktion in der Wäscherei und dann im Krankenrevier verschaffen. Dort arbeitet Otto Schlag mit Robert Abshagen zusammen, einem führenden Mitglied der Widerstandsgruppe Anton Saefkow. Offiziell ist Otto Schlag „Reviergehilfe". In dieser Funktion hat er das Recht, Häftlinge mit mindestens 39,5 Grad Fieber ins Revier aufzunehmen. Das nutzt der nach wie vor unerschrockene aufrechte Kämpfer aus: Bei so manchem Häftling erzeugt er künstlich diese Temperatur, um ihn dem Terror der faschistischen Lagerbestien wenigstens für eine gewisse Zeit zu entziehen.

Im Sommer 1939 werden er und einige andere Genossen entlassen. Die faschistische Rüstungswirtschaft braucht unmittelbar vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges Arbeitskräfte. Und die Gestapo glaubt, durch die Entlassung bekannter Antifaschisten ebenfalls „entlassene" Agenten in die antifaschistische Widerstandsbewegung einschleusen zu können.

Otto Schlag, der auch in den Konzentrationslagern die politische Arbeit nicht eingestellt hat, bildet in Halle eine örtliche Widerstandsgruppe. Über seine Tochter Sonja hält er Kontakt zur Mark Brandenburg. Unter anderem arbeitet er mit Anton Saefkow zusammen, dem Leiter der illegalen Parteiorganisation der KPD in Berlin. Doch ihm ist es nicht vergönnt, den Sieg über den Faschismus zu erleben. An den Folgen der Mißhandlungen und Entbehrungen in den Konzentrationslagern stirbt er am 22. April 1944.

* * *

Brigaden, Schulen, Straßen im Bezirk Halle tragen heute den Ehrennamen Otto Schlag, auch ein mot. Schützenregiment der NVA. 1986 wurde es mit dem Titel „Bester Truppenteil" geehrt. So erfüllen die jungen Soldaten von heute das Vermächtnis des „roten Betriebsrates".

Text: Oberstleutnant d. R.
Günter Freyer
Bild: Archiv

An unsere Leser!

4 Wochen „Klassenkampf" verboten!

Warum?

Weil offenbar die Vorgänge in Eisleben nur so berichtet werden dürfen, wie sie der NSDAP passen. **Gegen die amtliche Begründung** und gegen das Verbot haben wir in Magdeburg beim Oberpräsidenten energisch protestiert und Einspruch erhoben. Wir berichteten am 13. Februar von fünf Toten in Eisleben, wie das aus den ersten Meldungen hervorging. Damit begründet man teilweise das Verbot. Deutschnationale Zeitungen und Nazibblätter berichteten dasselbe, sie wurden nicht verboten.

Nach der Notverordnung darf Ersatz nicht geliefert werden.

Man will damit

die kommunistischen Zeitungen finanziell ruinieren.

Wer von unseren Lesern will mit dabei helfen?

Niemand!

Flugblatt zum Verbot des „Klassenkampf", in dem Otto Schlag viele Artikel veröffentlicht hatte

Illegale Ausgabe des „Klassenkampf" vom August 1933

KLASSEN - KAMPF

Organ der K.P.D. Halle-Merseburg

August 1933 **Preis 10 Pfennig**

Trotz Kerker und Tod, Deutschland wird rot!

Mit Schrecken muß Herr Göring feststellen, daß trotz Einkerkerung von mehr als 50000 tapferen Antifaschisten, trotz barbarischer Mißhandlung tausender proletarischer Kämpfer, trotz viehischer Ermordung Hunderter unserer Besten, der „Staatsfeind" nicht tot ist und „der Kommunismus überall wieder frech sein Haupt erhebt". Mit weiteren Einkerkerungen, Mißhandlungen, Ermordungen will er „das Gespenst des Kommunismus" bannen, das selbst unter seinen eigenen Anhängern immer mehr Fleisch und Blut annimmt. Eine Serie neuer Terrorgesetze wird erlassen. In Altona wird der legale Mord an unseren vier tapferen Klassenbrüdern auf Befehl Görings vollstreckt. Die „Erschießungen auf der Flucht" nehmen zu. Weitere Tausende Klassenkämpfer wandern in die Kerker. Aber das „Gespenst" weicht nicht. Im Gegenteil, es nimmt immer festere Gestalt an.

Der Kommunismus trägt das kühn erhobene [illegible]

Die zweite Revolution, die den Kapitalismus vernichtet und den Sozialismus errichtet. Diese wird organisiert und geführt von der Kommunistischen Partei. Keine Verfolgungen, keine Kerker, kein legaler und auch illegaler Mord kann uns daran hindern.

Dieser Aufgabe dient auch der hiermit trotz verschärften Terrors erscheinende illegale „Klassenkampf", das Organ der Werktätigen Mitteldeutschlands. Daß es uns gelungen ist, nach mehr denn sechsmonatiger Hitler-Blutherrschaft und angesichts des gesteigerten Terrors den „Klassenkampf" wieder gedruckt herauszubringen, beweist, daß kein Terror uns schrecken kann. Das Erscheinen des „Klassenkampf" legt Zeugnis ab von der unbeugsamen Kraft der von der KPD geführten revolutionären Antifaschisten. Der „Klassenkampf" bleibt, was er war: Organisator und Führer im proletarischen Freiheitskampf. Er ist das Organ der von der KPD [illegible] sozialistischen [illegible]. Er ist der [illegible]

Der Brief aus dem Zuchthaus

Zum Tode Otto Schlags schrieb sein Sohn Walter aus dem Zuchthaus Halle in einem offiziellen Brief vom 30. April 1944 und mit Zensurvermerk vom 2. Mai d. J. an seine Mutter Lina u. a.:
„Liebe Mutter!
Es ist für mich schrecklich bitter und kaum zu vergessen, daß ich nicht meinem Vater, ihm, dem ich gerade durch unser gemeinsames Leben und noch vieles andere Gemeinsame näher stand als kaum ein anderer, wenigstens die letzte Ehre erweisen konnte …
Mit Papas Tod wurde ein ehrliches, tapferes und arbeitsreiches Leben beendet. Das Tragischste für ihn und uns alle aber ist, daß er vielleicht kurz vor Erfüllung seines höchsten Wunsches infolge einer ‚tückischen Krankheit' sein Leben lassen mußte. Unsere Aufgabe muß es deshalb immer sein, uns dieses Leben als Vorbild dienen zu lassen …
In diesem Sinne schließe ich meinen heutigen Brief und drücke Dir, liebe Mutter, nochmals die Hände bis zum baldigen frohen Wiedersehen,
Dein Sohn Walter"

[illegible] 26. 44.

Liebe Familie Schlag!

[illegible]

In stiller Trauer

Familie Oelzner.

Wir haben die Kameraden benachrichtigt.

Viele Familien, wie hier die Familie Oelzner, bekundeten ihr Mitgefühl zum Ableben von Otto Schlag. In dem Brief heißt es: „Wir erhielten diese traurige Nachricht von Eurem lieben treusorgenden Papa … Er hatte durch sich die Gewißheit, wieder gesund zu werden und den Endsieg[1] mit seinen Lieben zu erleben. In stiller Trauer Familie Oelzner Wir haben die Kameraden benachrichtigt."

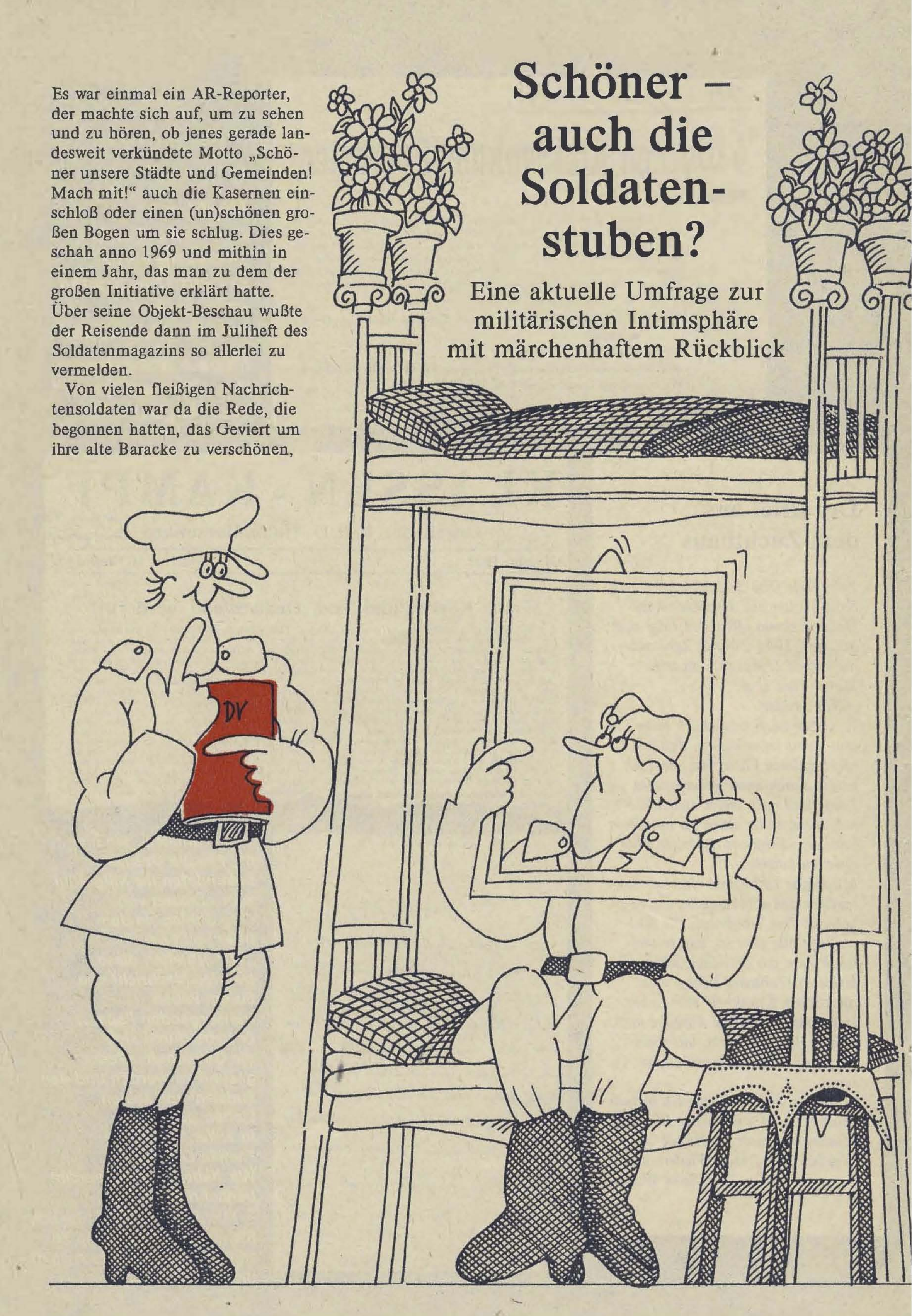
[1] Mit „Endsieg" war hier aus Sicherheitsgründen die Zerschlagung des Faschismus gemeint.

Schöner – auch die Soldatenstuben?

Eine aktuelle Umfrage zur militärischen Intimsphäre mit märchenhaftem Rückblick

Es war einmal ein AR-Reporter, der machte sich auf, um zu sehen und zu hören, ob jenes gerade landesweit verkündete Motto „Schöner unsere Städte und Gemeinden! Mach mit!" auch die Kasernen einschloß oder einen (un)schönen großen Bogen um sie schlug. Dies geschah anno 1969 und mithin in einem Jahr, das man zu dem der großen Initiative erklärt hatte. Über seine Objekt-Beschau wußte der Reisende dann im Juliheft des Soldatenmagazins so allerlei zu vermelden.

Von vielen fleißigen Nachrichtensoldaten war da die Rede, die begonnen hatten, das Geviert um ihre alte Baracke zu verschönen,



aber an einen Oberst vom vorgesetzten Stab gerieten, dem die frisch-frei-fröhlich sprießenden bunten Blumen nicht akkurat genug in Reih und Glied standen, so daß er befahl, ihnen entweder militärische Disziplin beizubringen, oder der Spaß habe sein Ende. Er hatte. Anderenorts reagierten andere Vorgesetzte anders: Sie nahmen ein von Fla-Raketensoldaten geschaffenes Rosarium zum Anlaß, die Einheit in „Rosen-Abteilung" umzutaufen und ihr damit überdies einen neuen Tarnnamen zu geben.

Licht und Schatten fielen auch in jenen Raum, in welchen die Frage gestellt worden war: „Und die Soldatenstube, wie sieht sie aus?"



Zuallererst eine militärische Unterkunft, folgt ihre Ausstattung (damals wie heute) mit Bett, Spind und Schemel für jeden und einem Tisch für alle einer Norm, ist die Art und Weise ihrer Einrichtung „der Aufgabe untergeordnet, schnell die Gefechtsbereitschaft herzustellen". Gefreite bekannten, daß sie dies wohl verstünden, nicht aber, warum die vier Wände kahl und schmucklos sein müßten. Gleiches fragte sich ein General und plädierte für Stuben, in denen man sich „heimisch fühlen könne", was in seinen Augen „nicht nur Anliegen der Soldaten selbst, sondern mehr noch der Kommandeure sein" solle ...

Damit klang einstens aus, was der AR-Reporter zu diesem Kapitel geschrieben.

Gut siebzehn Jahre danach bietet es sich durchaus an, erneut Umfrage zu besagter Frage aus der militärischen Intimsphäre zu halten. Einerseits, weil die XIV. Parteidelegiertenkonferenz in unseren Streitkräften das außerordentliche Gewicht guter Dienst- und Lebensbedingungen „für die Freude der Soldaten am Dienst" dick unterstrichen hat, zum anderen, weil es eben noch so manchen Leserbrief an die AR gibt, in dem der Finger auf so manche Wunde gelegt wird.

Was (beispielhaft) zu belegen sei?

Eingangsdatum: 20. November 1986. Absender: Unteroffizier Oreste Meyer. Er schreibt, daß es in seiner Kompanie an der Offiziershochschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann" nur gestattet sei, „maximal zwei Bilder je Unterkunftsraum anzubringen" – allerdings „außer Sportlerporträts (ein Foto von Gari Kasparow hatte ich umgehend zu entfernen), Wandkalender, Landschaftsbilder und Interpretenfotos". Soldat Uwe Freitag von den Grenztruppen berichtete am 16. Oktober 1986, daß er und seine Genossen sich Zimmerpflanzen und eine Tischdecke angeschafft hätten, wofür sie (fast) allseits Lob ernteten – bis ihnen „von einem Offizier aus dem vorgesetzten Stab nach einer Unterkunftsbesichtigung befohlen wurde, beides zu entfernen, da weder Zimmergrün noch Tischdecke in eine Soldatenstube gehören". Und Unteroffizier M. Viergutz aus dem Heinz-Hoffmann-Verband beklagte sich am 10. Oktober 1986 über die Entscheidung, daß „alle Stuben – die der Soldaten wie die der Unteroffiziere – ein gleiches Aussehen haben müßten".

Nichts Neues also nach siebzehn Jahren?

Spätestens hier muß auf den schon erwähnten General zurückgekommen werden, der Joachim Goldbach hieß. Heute ist er als Generaloberst einer der stellvertretenden Verteidigungsminister. Vom Sich-heimisch-fühlen-Können hatte er damals gesprochen. Gehen wir demnach in die Spur, um zu prüfen, ob sein Wort Spuren hinterlassen hat in den heutigen Soldatenstuben eines Regiments seines einstigen Verbandes. Fragen wir nach im Truppenteil „Leo Jogiches".

Rede und Antwort steht zunächst der Kommandeur, Oberstleutnant Möckel.

Frage: „Wie stehen Sie zu dem Wunsch vieler Genossen, sich die Stube ein bißchen wohnlich zu gestalten?"

Antwort: „Ich unterstütze ihn und fordere das auch von den mir unterstellten Kommandeuren. Natürlich muß dieses ‚wohnlicher' gewährleisten, daß die Unterkünfte bei Alarm schnell verlassen werden können, daß man sich – ohne Artist zu sein – die volle Ausrüstung anziehen kann und daß die Zimmergenossen durch die persönliche Note eines einzelnen nicht belä-



stigt werden. All das klappt bei uns. Übrigens sehe ich hinsichtlich der kulturvollen Stubengestaltung auch eine gute Möglichkeit für die FDJ-Kompanieorganisationen, Initiativen zu entwickeln und weiter wirksam zu werden."

Frage: „Die Innendienstvorschrift sagt aus, daß die Unterkünfte zusätzlich mit ‚persönlichen Mitteln' ausgestaltet werden können. Was verstehen Sie darunter, und wie ist die Praxis in Ihrem Regiment?"

Antwort: „Ich verstehe unter den im Anhang 7 zur DV 010/0/003 genannten ‚persönlichen Mitteln' Radios, Plattenspieler, Regale, Tischdecken, Blumen und Grünpflanzen, Gardinen, Tapeten und Bilder, die unseren sozialistischen Moralauffassungen entsprechen. Und selbstverständlich auch das Foto der Liebsten, der Familie. Zur Praxis: In der Einheit Tzscheutschler haben die Genossen ihre Stuben tapeziert, sich Gardinen zugelegt und Regale mit Zimmergrün angebracht. Bei den SPz-Fahrern der Einheit Hesse habe ich Blumen gesehen. Unteroffiziere der Einheit Marx haben ihre Stuben mit Holzarbeiten ausgestaltet, außerdem gibt es dort Plattenspieler. In der Einheit Bliefert sind drei Unteroffiziers- und eine Soldatenstube tapeziert, sehr niveauvoll ist die mit Bastelarbeiten geschmückte Unterkunft der Panzerfahrer der Einheit Olschock."

Frage: „Machen Sie im Maß der Ausgestaltung mit persönlichen Mitteln Unterschiede zwischen Soldaten- und Unteroffziersstuben?"

Antwort: „Prinzipiell nicht. Dennoch gibt es natürlich Unterschiede. In unserer über 100 Jahre alten Kaserne entspricht die Raumgröße nicht immer heutigen Wünschen und Bedürfnissen, so daß sich hier vier Genossen ein Zimmer teilen müssen und nebenan zwölf. Die Tatsache, daß wir überwiegend noch Ofenheizung haben, macht manches auch nicht gerade leichter. Und außerdem gibt es unterschiedliche Auffassungen, wie die eigene Stube aussehen soll, sind die Interessen und Talente unterschiedlich entwickelt. So reicht die Palette bei uns von der nur die Normausstattung enthaltenden bis zur niveauvoll ausgestalteten Stube..."

Womit wir uns vom Kommandeur verabschieden und bei den Männern seines Truppenteils umhören können.

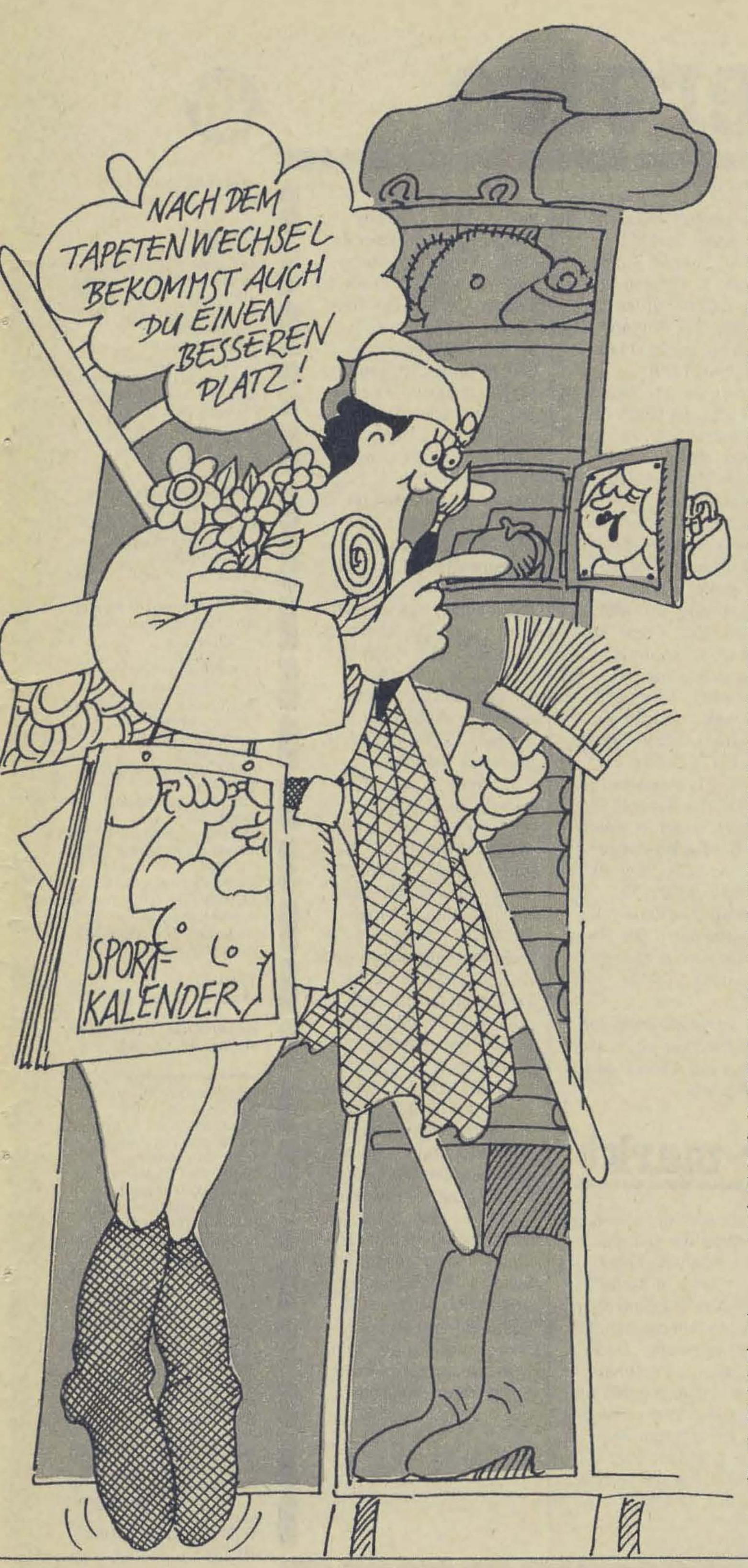
Soldat Henri Müller gehört zu einer Kompanie, die einen renovierten Block beziehen konnte. Gemeinsam, unter Verantwortung der FDJ, wurde beraten, wie man es sich schön machen könne in den neuen Zimmern. Die FDJ-Leitung stellte Rücklaufgelder für die Stubenausgestaltung zur Verfügung, ebenso waren die Preise einer Solidaritätstombola für eben diesen Verwendungszweck ausgewählt worden. Aus einer anderen Kompanie berichtet Gefreiter M. Schmidtke: „Wir haben unsere Stube tapeziert und sie mit Laubsägearbeiten und anderem verschönt. Dabei hatten wir Unterstützung von unseren Vorgesetzten. Jetzt kann man sich hier wirklich wohlfühlen. Und dieses Gefühl von Zufriedenheit ist meines Erachtens besonders wichtig für die bestmögliche Erfüllung der Ausbildungsaufgaben. Durch das wohnlicher gewordene Zimmer hat sich auch die Stimmung unserer Stubenbesatzung bedeutend verbessert." Unteroffizier D. Albrecht schließt sich dem an, wenn er die Schlüsselfrage, wie nämlich größere Wohnlichkeit wirkt, mit fünf Worten beantwortet: „Der Dienst fällt einem leichter."

Ist damit nun schon überall alles im Lot?

Es scheint so, hält man sich an den Obermatrosen Gerd Tönnert von der Grenzbrigade „Fiete Schulze": „Gardinen schmücken unser Fenster, ein schönes Poster ziert die Wand." Soldat Frank Keller ist Militärkraftfahrer im Kommando der Landstreitkräfte und sagt: „In unserer Kompanie herrscht ein gutes Klima. Die Zimmer können wir, so weit es geht, nach unserer Nase einrichten." Gefreiter U. Röhmer, den wir im Haus der NVA Halle trafen, hat für seine Sechs-Mann-Stube eine der 4500 Gemäldereproduktionen abbekommen, mit denen die Truppe jährlich beliefert wird: Walter Womackas „Tulpenstrauß". Und Soldat Patrick Rieße aus dem mot. Schützenbataillon Heier freut sich, daß „jeder das Bild seiner Frau und der Familie an der Wand" haben kann.

Für die Genossen im Rudolf-Gyptner-Regiment hingegen blieb dies bislang ein Wunschtraum, sofern sie Grundwehrdienst leisten. Um das Foto seiner Liebsten betrachten zu können, muß der Soldat zunächst den Schrank aufschließen. Darinnen befindet sich ein Wertfach. Das muß er ebenfalls aufschließen, denn erst an dessen Innenseite durfte er das Bildchen anbringen. Zu Recht wird diese anachronistische Bestimmung als herzlos und unwürdig empfunden.

Diejenigen, die heutzutage die Waffe tragen und mithin ein ganz persönliches Stückchen Verantwortung für den Frieden der Welt, für Leben und Überleben der ganzen Menschheit, die moderne Militärtechnik beherrschen müssen, die getreu ihrem Schwur ihr Leben einsetzen werden, wenn es der Schutz des Sozialismus erforderlich macht, diese Soldaten sind Männer um Mitte zwanzig. Die meisten haben Familie. Wofür sie sich abschinden und was sie verteidigen wollen und werden, ist vor allem Leben und Glück ihrer Kinder, ist die Liebste zu Hause. Heimat – das fängt für sie in der Familie an. Sie ist das Hinterland des Soldaten. Die Liebe zu den Seinen und die Entschlossenheit, sie zu beschützen, das ist ein vieltausendfaches, starkes Motiv unserer Soldaten. Ihr Dienst wird zunehmend härter und anspruchsvoller. Vielen fällt das Fernsein von zu Hause schwer. Warum also darf sich der Soldat – zumindest des Rudolf-Gyptner-Regiments, möglicherweise aber auch noch anderswo – da nicht ein kleines Stück seines Lebensglücks in die Soldatenstube holen? Warum darf hier das Bild seines Kindes, auf das er stolz ist, das seiner Frau, die er liebt, nicht für jedermann sichtbar an der Wand hängen, beispielsweise dort, wo er schläft? Gut ein halbes tausendmal legt sich der



Soldat während seines Grundwehrdienstes in das blaukarierte Doppelstockbett. Wäre es da nicht schön, wenn es nicht die nackte Wand wäre, die er morgens als erstes und abends als letztes sehen muß, sondern wenn er in das lachende Gesicht seines Sprößlings, in die Augen seiner Frau schauen könnte? Würde er nicht ganz sicher Freude, Ermutigung, Wärme spüren und sie mitnehmen in jeden neuen Soldatentag?

Dies als Plädoyer für das Bild der Liebsten, für Soldatenstuben, in denen man sich heimisch fühlen kann. Auch der AR-Reporter von 1987 weiß sich da einig mit einem General, was heißt: mit einem General? Einig mit unserem heutigen Verteidigungsminister Armeegeneral Heinz Keßler, der schon 1981 auf der Kulturkonferenz eine Lanze für „die Kaserne als zweite Heimstatt des Soldaten" brach und erklärte, daß es keinen gleichgültig lassen dürfe, ob sich hier „militärische Zweckmäßigkeit mit Schönheit vereint, ob unsere Genossen hier ein Stück Sozialismus erleben oder nicht". Viel, so belegt es auch diese kleine Umfrage, ist dazu geschehen, viel hat sich getan und verändert. Dennoch bleibt „Schöner – auch die Soldatenstuben!" auf der Tagesordnung. Keineswegs nur bei den Soldaten. Denn wenn auf Seite 193 der Innendienstvorschrift zu lesen steht, daß „die Vorgesetzten ab Kompaniechef aufwärts geeignete Festlegungen zu treffen haben", dann kann dies ja wohl nur bedeuten, sie sind ausdrücklich angewiesen, die Initiativen ihrer Unterstellten zu fördern und in die richtigen Bahnen zu lenken – so jedenfalls versteht es der AR-Reporter von 1969 und 1987

Oberst K. H. Freitag

ÜBRIGENS interessiert uns, welche Eindrücke, Erlebnisse und Erfahrungen Soldaten in anderen Einheiten haben. Vielleicht schreibt Ihr uns mal!

Vignetten: Detlef Schüler

leser-service

soldaten-post

wünschen sich: Denise Hermann (18), Zu den 3 Eichen Nr. 13, PSF 306, Döbeln-Masten, 7301 – Ivon und Annett Thomann (beide 17), Fr.-Andres-Str. 16, Halle, 4020 – Christina Hellwig (17), Bl. 241/3, Halle-Neustadt, 4090 – Manuela Ollmann (24), Karl-Maron-Str. 7, Eberswalde-Finow, 1300 – Bärbel Leder (19), W.-Pieck-Ring 48, Bergen, 2330 – Heike Schmidt (20), Flotowstr. 21, Potsdam-Babelsberg, 1502 – Ines Hertel (18), LWH, Zi. 3, Billberge, 3501 – Manuela Klein (22), Bauhofstr. 5b, Schöneck, 9655 – Angelika Genzel (23), An der Burg 12, Mühlhausen, 5700 – Manuela Brandt (18), Lößnitzer Str. 10, Reinsdorf, 9522
Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Ines Mebel (20), Stollberger Str. 196, Gersdorf, 9272 – Sylvia Wrobel (24), Wgr. 102A, Welzower Str. 25A, AWH des TKC, Cottbus, 7500 – Corina Schiebel (23, 3 Kinder), Wichertstr. 91, Berlin, 1071 – Mona Georgi (18), Schloßberg 10, Stollberg/OT Hoheneck, 9150 – Sabine Franke (19), Köpenicker Landstr. 181, Berlin, 1195 – Carmen Seifert (23, Tochter 1), Zschopenthal 22 02-12, Waldkirchen, 9367 – Kerstin Erber (22), W.-Pieck-Str. 220, Gera 6500 – Sabine Gerber (20), Blankenburger Str. 134a, Berlin, 1110 – Angela Hedrich (19), Nordhäuser Str. 63, PF 101, Erfurt, 5064 – Antje Gleißner (16), Teplitzer Str. 56, Dresden, 8020 – Heike Weyer (18), Markt 7, PSF 08-15, Jüchsen, 6101 – Anke Bröckl (19, Sohn 1), Ostring 52, Görlitz, 8909 – Ulrike Freedrich (21), Ringenwalder Str. 55, Berlin, 1142 – Ines Schinkel (21), Dr.-Wilhelm-Külz-Str. 11, Zerbst, 3400 – Claudia Gräfe (23), R.-Breitscheid-Str. 29, Meerane, 9612 – Kathrin Glöckner (17), Leninstr. 1, Niederschmalkalden, 6081 – Veronika Dolgner (18) bei Rietzke, A.-Becker-Str. 14, Strasburg, 2150 – Katrin Jäckel (22, Tochter 1), Hamburger Str. 86c, Dresden, 8029 – Jeannette Guth (19), Leninring 45, Königs Wusterhausen, 1600 – Katrin Schöneck (17), Lüneburger Str. 40, Magdeburg, 3024 – Saskia Lindner (17), Sudermannstr. 21, Magdeburg, 3080 – Heike Kranefuß (25, 2 Kinder), Oststr. 8, Weißbach, 8291 – Annerose Gottschlich (25, Sohn 6), O.-Grotewohl-Str. 13, Pirna-Copitz, 8300 – Silke Bechmann (20; 1,69), Gleesbergstr. 36 72–14, Schneeberg 2, 9412.

Briefwechselwünsche veröffentlichen wir kostenlos, aber nur mit Altersangabe (bis 25 Jahre).

ar-markt

Biete Neukirchen „Seefahrt im Wandel der Jahrtausende", Küchenmeister „Um die Ecke in Berlin", Müller „Der Puppenkönig", suche Modelleisenbahnkalender, Bemmann „Daddeldu, ahoi!", Wustmann „Durch Wüste, Tundra und Dschungel": Walter Wendisch, Berchtesgadener Str. 19, Dresden, 8021 – Biete MTL Raketentechnik/Raumfahrt, Thürk „Singapore", „Pearl Harbor", „Saigon", Fliegerkalender 1986, „Kampf um Meter und Sekunden", „Pr.-dtsch. Kriege von 1864 bis 1871": Gerald Möller, Ilmenauer Str. 77, Gräfinau-Angstedt, 6308 – Biete „Sowjetische Jagdflugzeuge", „Flugzeuge aus aller Welt", „Geschichte der Luftfahrt von Ikarus bis zur Gegenwart", „Iljuschin und seine Flugzeuge", „Raumfahrt für die Erde I", „Die Hafenstadt", „Abriß der Geschichte der Panzerwaffe", „Panzerabwehrraketen der NATO", „Geschütze, Granatwerfer, Geschoßwerfer", Aerotyp 1–7; Fliegerjahrbuch 63, 65, 76 sowie div. AR- u. mt-Typenblätter: Dieter Reißland, Trebelehof 3, Bergen, 2330 – Biete Fliegerrevue 1980–86: B. Etschmann, Schloßparkstr. 29, Zwickau, 9571 – Biete „Das große Flugzeugtypenbuch", suche „Vojenska Letadla" Bd. 3 und 5: Steffen Ambrosius, August-Bebel-Str. 100, Grimma, 7240 – Biete Plastflugzeugmodelle M 1:72 ungebaut Zalpa, Po-2, Il-28, suche MiG-23 oder MiG-25: Wolfram Quaas, Fritz-Reuter-Str. 17, Strasburg, 2150 – Biete etwa 350 Wimpel, AR-Jahrgänge 1971–1986, Blaulichthefte, Meridianhefte, Romanzeitungen, Neue-Abenteuer-Hefte, suche Literatur über den zweiten Weltkrieg (Belletristik, Geschichte, Militärtechnik) und Kriminalromane: Peter Scheibt-Dittrich, Eschengraben 52, Berlin, 1100 – Suche Bücher von Julius Mader und aus der Reihe NL-konkret: Bernd Wolf, Str. d. Erfurter Parteitages 7, Erfurt, 5080

ar

ARMEE-RUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Storkower Str. 158, Berlin 1055
Tel.: 4 30 06 18
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: Postfach 46 130 Berlin 1055
Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Kurt-Norbert Marsand/Joachim Hermann

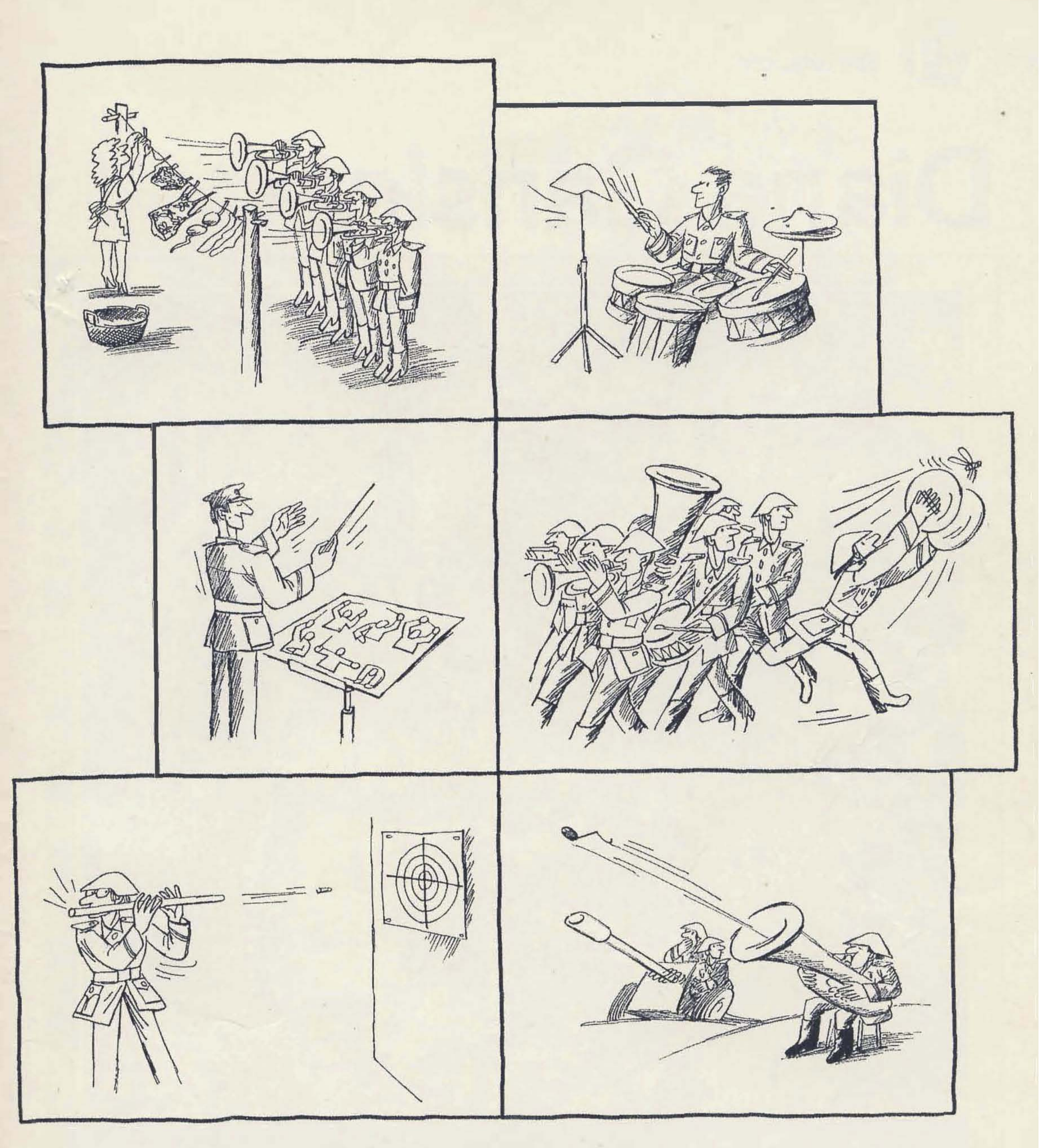
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark
(Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Titelbild: Manfred Uhlenhut

Redaktionsschluß dieses Heftes: 16. 12. 1986

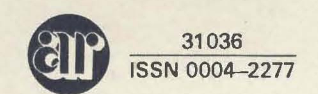
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR – Leninstr. 16, Postfach 160, Leipzig 7010

Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, Storkower Str. 158, Berlin 1055, Tel.: 4 30 06 18/App. 330 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR. Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7



Mit Musik geht alles besser

meint unser Zeichner
Gösta Lerch



31036
ISSN 0004–2277

Diana Gansky

Europameisterin 1986 im Diskuswerfen

ASK Vorwärts Potsdam, PFN 69937, Potsdam, 1500

Bild: Manfred Uhlenhut